

Gender-Kriege: Sollten Männer über Feminismus schreiben? Nein.

Nummer 7 – 14. Februar 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Zur Stellung des Mannes im Universum

Hat die Natur ihn aufgegeben?

Von Michael Bahnerth

Reiche Schüler im Vorteil

Lernforscherin Elsbeth Stern über Gymnasien. *Von Katharina Fontana*

Aufstand der Offiziere

Ist Armeechef Philippe Rebord eine Fehlbesetzung?

Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli

**Jeremias Gotthelf:
Taliban des Griffsels**
Er war ein religiöser
Fanatiker



JAPAN – Land der aufgehenden Sonne

12 Tage bereits ab
5'240.- CHF
 pro Person



Erleben Sie Japan zwischen Tradition und Moderne und lernen Sie ein Land voller Kontraste kennen. Lassen Sie sich von den Naturschönheiten, aber auch von den Millionenstädten Kyoto und Tokyo beeindrucken und geniessen Sie dabei sorgfältig ausgesuchte landestypische Köstlichkeiten.

REISEPROGRAMM

- 1. Tag: Zürich – Frankfurt/München - Osaka.** Flug mit Lufthansa über Frankfurt oder München nach Osaka.
- 2. Tag: Osaka - Hiroshima (M/A).** Morgens Landung in Osaka. Weiterfahrt mit Shinkansen-Zug nach Hiroshima. Nachmittags Besuch des imposanten Friedensparkes/-museums.
- 3. Tag: Insel Miyajima (F/A).** Kurze Zugfahrt nach Miyajima Guchi und weiter per Fähre auf die Insel. Besichtigung des faszinierenden Itsukushima Schreins.
- 4. Tag: Hiroshima - Kyoto (F/M/A).** Fahrt per Shinkansen nach Kyoto. Besuch des goldenen Pavillons und Spaziergang zum Kenninji Tempel.
- 5. Tag: Kyoto (F).** Besichtigung des aussergewöhnlichen Fushimi Inari Schreins, Nachmittag zur freien Verfügung.

- 6. Tag: Arashiyama (F/M/A).** Vormittags Besuch von Arashiyama im Nordwesten Kyotos, das mit unberührter Natur begeistert. Bootsausflug auf dem Hozu Fluss und Fahrt durch einen traumhaften Bambuswald.
- 7. Tag: Kyoto – Kanazawa (F/M/A).** Bahnfahrt nach Kanazawa, berühmt für seine herrschaftlichen Landschaftsgärten. Transfer zum traditionell eingerichteten Ryokan-Hotel, wo auf Futons geschlafen wird. Möglichkeit für ein Bad in den heissen Quellen. Das Abendessen ist traditionell japanisch, eine unvergessliche Erfahrung.
- 8. Tag: Kanazawa – Tokyo (F/M/A).** Vormittags Führung durch den Kenrokuen Park mit wertvollen Informationen zur japanischen Gartenkunst. Per Shinkansen erreichen Sie die pulsierende Metropole Tokyo.
- 9. Tag: Tokyo (F/A).** Besuch des Asakusa Kannon Tempels mit den Nakamise Arkaden. Danach Stadtrundfahrt mit

- Skytree und Zwischenstopp am Kaiserpalast. Abends eindrucksvolle Bootsfahrt durch die Bucht von Tokyo.
- 10. Tag: Nikko (F/M).** Spektakuläre Fahrt durch abwechslungsreiche Gebirgslandschaften. Unterwegs Besichtigung der wunderschönen Kegon-Wasserfälle sowie des prächtigen Toshogu Schreins. Anschliessend Besuch einer privaten Sake-Brauerei, inkl. Degustation.
 - 11. Tag: Tokyo (F/A).** Besuch des bekannten Ginza-Viertels, Rest des Tages zur freien Verfügung. Abschieds-Abendessen im 42. Stock des Green Hill Towers mit eindrucksvollem Blick über die Stadt.
 - 12. Tag: Tokyo – Zürich (F).** Morgens direkter Rückflug mit Swiss nach Zürich, wo Sie am Nachmittag landen.

Inbegriffene Leistungen: • Flüge Zürich-Frankfurt/München-Osaka/Tokyo-Zürich mit Lufthansa/Swiss in Economy Class • Flughafentaxen (Stand Januar 19) • 10 Übernachtungen in guten Mittel- bis Erstklassehotels • Transfers, Besichtigungen, Mahlzeiten gemäss Programm (F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen) • deutschsprachende, lokale Reiseleitung • Reiseführer • Kundengeldabsicherung
Zuschläge: • Einzelzimmerzuschlag auf Anfrage • Auftragspauschale/Reisegarantie CHF 50.-
Einreisebestimmungen: Schweizer Bürger benötigen einen mindestens 6 Monate über das Rückreisdatum gültigen Reisepass. Es ist kein Visum erforderlich. Alle Preise pro Person in CHF bei Doppelbelegung. Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen
 Änderungen vorbehalten.



Reisedaten + Sofortpreise bei Buchung bis 01.03.2019	von/bis	Sofortpreis	Normalpreis
30.03. – 10.04.2019*	CHF 5740.-	CHF 5890.-	
04.05. – 15.05.2019	CHF 5440.-	CHF 5590.-	
01.06. – 12.06.2019	CHF 5240.-	CHF 5390.-	
01.09. – 12.09.2019*	CHF 5840.-	CHF 5990.-	
09.11. – 20.11.2019	CHF 5440.-	CHF 5590.-	

*Diese Reisen finden in Begleitung einer Schweizer Reiseleitung (ab/bis Zürich) statt.



Dufourstrasse 157 - 8008 Zürich
 Tel. 044 384 93 93
 info@bischofberger-reisen.ch
 www.bischofberger-reisen.ch





Kleinwüchsige in der Manege: Circus Knie, 1971.

Der hundertste Geburtstag des Circus Knie ist ein Grossereignis. Ein Musical, eine Ausstellung, eine Doku-Serie auf SRF und vieles mehr sind geplant. Rolf Knie blickt für die *Weltwoche* zurück auf eine Zeit, als im fahrenden Zoo noch fremde Völker ausgestellt wurden, Kleinwüchsige in der Manege Kunststücke zeigten und Hitler die Knies nach Berlin rief. **Seite 50**

Was braucht es heute, damit ein Kind ins Gymnasium kommt? In erster Linie Akademikereltern, die ihren Nachwuchs dorthin bringen wollen. Diese Meinung vertritt Elsbeth Stern, Intelligenzforscherin an der ETH Zürich. Gut ein Drittel der Gymnasiasten ist laut Stern im Gymnasium fehl am Platz, da deren Intelligenzquotient zu niedrig ist. Schlaue Arbeiter- oder Migrantenkinder dagegen, die das Zeug zur Matura hätten, begnügten sich mit einer Berufslehre. Ein Gespräch mit der Professorin, die selber aus einer Bauernfamilie stammt. **Seite 28**

Als die *Weltwoche* Vanessa Rolfini vor zwei Wochen um eine Einschätzung der Lage in ihrer Heimat Venezuela bat, winkte sie ab: «Das kann noch lange gehen.» Als Journalistin hatte sie die Diktatur von Hugo Chávez (1998–2013) und Nicolas Maduro aus der Nähe erlebt, bevor sie sich 2015 ins peruanische Exil absetzte. Seither schreibt Rolfini nur noch übers Kochen. Für die *Weltwoche* macht sie eine Ausnahme. In einer zweiteiligen Serie beschreibt sie, wie Militärs, Drogenhändler und Funktionäre die Demokratie in Venezuela zerstörten. **Seite 38**

Die Konferenz von Evian hat einen schlechten Ruf. Die Delegierten, die im Sommer 1938 am Genfersee zusammengekommen waren, um deutschen Juden Asylmöglichkeiten zu eröffnen, weigerten sich, Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Ein neues Buch des Holocaust-Historikers Paul Bartrop bewertet die Konferenz positiv. Wenn man sie an ihrem Ziel messe, habe sie nicht versagt. Die US-Regierung habe mit der Zusammenkunft vor allem innenpolitische Ziele verfolgt. Die Lösung des Flüchtlingsproblems gehörte nicht dazu. **Seite 46**

Unsere persiflierende Darstellung der Balkan-Rapper um den Schweizer Shooting-Star Loredana aus Emmenbrücke gab zu reden. Erboste kosovarische Interessenvertreter sendeten uns aufgebrauchte Zuschriften. Man fürchte, ja sei überzeugt, die *Weltwoche* mache mit namenlosen Vorurteilen Stimmung gegen die Albaner. Ist das so? Gemach, gemacht, wir haben doch nichts gegen Albaner, im Gegenteil! Es darf an dieser Stelle erwähnt werden, dass gerade die *Weltwoche* immer wieder anerkennende Reportagen aus Albanien und dem Kosovo gebracht hat. Wir werden auch weiterhin über dieses erfolgreiche und in vielem heroische Volk berichten. Was uns natürlich nicht daran hindert, auch das balkanische Rap-Geschehen gelegentlich augenzwinkernd ins Visier zu nehmen.

Kurt Steinmann, für die *Weltwoche* als Experte für die Antike tätig, erhält von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung den Johann-Heinrich-Voss-Preis für Übersetzung, die im deutschsprachigen Raum wohl bedeutendste Auszeichnung für das Übersetzen literarischer Werke. Steinmanns Übertragungen von Homers «Odyssee» und «Ilias» sowie von Aischylos' «Orestie» gelten als bahnbrechend. Wir gratulieren Steinmann zu dieser verdienten Ehrung und sind stolz darauf, einen solchen Fachmann zu unseren Autoren zählen zu dürfen.

Laufend verstärken wir die *Weltwoche* mit interessanten Stimmen. Neu ab dieser Ausgabe ist die Kolumne Herodot. Sie erscheint ab sofort monatlich. Einigen Lesern könnte Herodot aus der *Basler Zeitung* bekannt sein, wo er bis Ende letzten Jahres publizierte. Herodot ist eine der Redaktion bekannte Schweizer Persönlichkeit, ein Weltreisender, der seit Jahrzehnten politisch und wissenschaftlich tätig ist, u.a. für die *Uno*. Herodot schreibt über internationale Entwicklungen, welche die Schweiz betreffen. Sein Pseudonym erinnert an den berühmten griechischen Historiker der Antike, einen frühen kenntnisreichen und welterfahrenen Realisten.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antonovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Eindrucksvolle Flussfahrten mit Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra

TOP
Qualität
&
Preis



Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Salon/Theatron



Wellness



1 Luxuriöse Flusskreuzfahrt zur Tulpenblüte Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel 9 Tage ab Fr. 1090.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise und Einschiffung.
- 2. Tag Kehl/Strasbourg** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Europastadt mit Fachwerkhäusern und Münster.
- 3. Tag Köln** Passage der Loreley-Strecke. Rundgang⁽¹⁾ durch die Domstadt mit gotischer Kathedrale.
- 4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug⁽¹⁾ zu den berühmten Windmühlen von Kinderdijk, einem Komplex aus dem 18. Jahrhundert und UNESCO-Weltkulturerbe. Rundfahrt⁽¹⁾ durch die Metropole Rotterdam.
- 5. Tag Amsterdam** Ausflug⁽¹⁾ zum Keukenhof (Abreisen 21.03. bis 30.04.) mit seiner einmaligen Blütenpracht oder Panoramarundfahrt⁽¹⁾ mit Besuch des Reichsmuseums (Abreise 13.03.). Grachtenfahrt⁽²⁾ am Abend.
- 6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug⁽¹⁾ nach Essen zur Zeche Zollverein oder Transfer⁽²⁾ nach Düsseldorf für ind. Besichtigung. Wiedereinschiffung gegen Abend.
- 7. Tag Koblenz** Rundgang⁽¹⁾ mit Besuch der Festung Ehrenbreitstein. Schifffahrt «Romantischer Rhein».
- 8. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug⁽¹⁾ in die Bäder- und Kunststadt. Wiedereinschiffung in Kehl.
- 9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

13.03.–21.03. 1000	14.04.–22.04. 600 ⁽⁷⁾
21.03.–29.03. 900 ⁽⁷⁾	22.04.–30.04. 500 ⁽⁷⁾
29.03.–06.04. 800 ⁽⁷⁾	30.04.–08.05. 500 ⁽⁷⁾
06.04.–14.04. 700 ⁽⁷⁾	



Keukenhof

2 8-Länderfahrt zum Donaudelta Passau–Donaudelta–Passau 15 Tage ab Fr. 2790.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise zum Einsteigeort, Busfahrt und Einschiffung.
- 2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Kaiserstadt.
- 3. Tag Puzta** Ausflug⁽¹⁾ Puzta mit Reitvorführung.
- 4. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ mit Besuch Festung.
- 5. Tag Eisernes Tor** Passage der Kataraktenstrecke.
- 6. Tag Bukarest** Am Morgen Ausflug⁽¹⁾ durch das «Paris des Ostens» mit Parlament und Triumphbogen.
- 7. Tag Donaudelta** Rundfahrt⁽¹⁾ mit Ausflugsbooten oder Rundfahrt Delta intensiv⁽³⁾ mit kleinen Schnellbooten. Ausflug⁽²⁾ zum Schwarzen Meer.
- 8. Tag Rouse** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Hafenstadt.
- 9. Tag Eisernes Tor** Passage der Kataraktenstrecke.
- 10. Tag Belgrad–Novi Sad** Ausflug nach Novi Sad⁽¹⁾.
- 11. Tag Mohács** Ausflug⁽¹⁾ ins mediterrane Pécs.
- 12. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und freie Zeit.
- 13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ zur imposanten Burg und durch die wunderschöne Altstadt.
- 14. Tag Weissenkirchen** Ausflug⁽¹⁾ zum Stift Melk.
- 15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

07.06.–21.06. 1000	30.08.–13.09. 1000
05.07.–19.07. 1000	27.09.–11.10. 1300
02.08.–16.08. 1000	25.10.–08.11. 2500



Steinerne Brücke und Kathedrale, Regensburg

MS Thurgau Ultra*****

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Kabinen für 120 Gäste. Alle Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. Suiten auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind ca. 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Bordausstattung: Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Wiener Café, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich Flughafen/St. Margrethen Bahnhofplatz–Passau v.v. (Reise 2), alle Schleusen- und Hafengebühren, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	2090	4190
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2190	4290
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2490	4890
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690	5290
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890	5690
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3090	6090
Queen Suite Oberdeck, Privatbalkon ⁽⁵⁾	3590	7090
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage	
Ausflugspaket (8/11 Ausflüge)	290	390
Zuschlag Ausflug Donaudelta intensiv	–	45
Ausflug Schwarzes Meer	–	60
Annulations-/Assistance-Versicherung	66	–
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	–	124/199

Weitere Reisen durch Europa mit dem Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra*****

- Basel–Cochem–Trier–Basel **9 Tage ab Fr. 1590.–**
 - Basel–Holland–Basel **15 Tage ab Fr. 2990.–**
 - Passau–Basel v.v. **9 Tage ab Fr. 990.–**
 - Basel–Speyer–Basel **6 Tage ab Fr. 490.–**
- Ab-Preise: günstigste Kategorie in Nebensaison, inkl. VP.

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug vorab oder an Bord buchbar | ⁽³⁾ Gegen Aufpreis (Fr. 45.–) zum Ausflugspaket vorab buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | ⁽⁶⁾ Fotopaket für Fr. 190.– buchbar | ⁽⁷⁾ Mit Keukenhof | ⁽⁸⁾ Mit New Castle Jazz Band | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Giftige Wundertüte

Der Bundesrat erklärt EU-Forderungen zu eigenen Wünschen. Gespenstisch.

Von Roger Köppel

Neuerdings geistert durch den Bundesrat die Vorstellung, die Schweiz habe das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU «erfunden» und sei deshalb logischerweise daran interessiert, einen solchen Vertrag abzuschliessen. Es fällt das Wort der Schweiz als «Bittstellerin». Was dem Bundesrat die Verhandlungen natürlich erleichtert: Er hat es bequemer, kann weniger verlangen, muss weniger herausholen, darf schneller zufrieden sein.

Den lebenserleichternden Massnahmen liegt ein Irrtum zugrunde. Es stimmt, dass es in den letzten 25 Jahren immer wieder Schweizer Politiker und Diplomaten gab, die nach Mitteln und Wegen geforscht haben, die Schweiz irgendwie doch noch und am Volk vorbei in die heissgeliebte EU zu schmuggeln. Gut möglich, dass diese Schweizer in fremden Diensten auch die Idee eines Rahmenabkommens erdacht haben. Man sollte allerdings diese Versuche Einzelner, die Schweiz unter Umgehung des Volkswillens an die EU zu verkaufen, nicht unbedingt zum offiziellen Schweizer Landesinteresse erklären.

Die Wahrheit ist: Kein Land, keine Regierung, die sich im Vollbesitz ihres Selbstbewusstseins befindet, kann freiwillig dem heute vorliegenden, bekannten und in immer breiteren Kreisen Verstörung auslösenden Vertragsentwurf zustimmen. Das von der EU gewollte, mit allerlei Schikanen eingeflogene Vertragswerk fordert nichts weniger als die institutionelle Eingemeindung der Schweiz in den europäischen Rechtsraum. Was uns die EU offeriert, ist ein politischer Vasallenstatus im Austausch für ein paar mutmassliche, unbezifferbare wirtschaftliche Vorteile, die unter dem Begriff «diskriminierungsfreier Binnenmarktzugang» die Fantasien von EU-freundlichen Politikern und Wirtschaftsbürokraten befeuern.

Rahmenvertrag heisst: Die EU erlässt in Zukunft die Gesetze, die Schweiz muss sie übernehmen. Volk, Stände und Parlamente wären als Gesetzgeber entmachtet. Oberste Instanz wird der Europäische Gerichtshof (EuGH) – fremde Richter. Verweigert die Schweiz die Rechtsübernahme, kann die EU Sanktionen verhängen. Alle EU-Verträge, auch die künftigen, sollen mit Guillotine-Klauseln verschraubt werden. Kündet man einen Vertrag, fallen alle. Bis zur Ununterscheidbarkeit

würde die Schweiz damit an die EU gefesselt – fast so, als ob man im Spital zwei Körper mit Stahldraht aneinandernähte.

Die praktischen Auswirkungen wären verheerend. Mehrere Gutachten internationaler Anwaltskanzleien warnen. Vor allem das EU-Verbot «staatlicher Beihilfen» greife massiv in die Kantone und den Föderalismus ein. Betroffen wären nicht nur Kantonalbanken mit Staatsgarantie und Energiekraftwerke. Auch Museen, Schulen, Kulturbetriebe, Sportvereine könnten unter die Räder kommen. Die kantonale Steuerhoheit mit Sonderregeln und Vergünstigungen für industrielle Betriebe wären dahin. Die Gutachter bezeichnen das institutionelle Abkommen als giftige «Wundertüte». SVP-Vordenker Christoph Blocher, der als Erster die Gefahren schon vor Jahren erkannte, spricht von einer «Katze im Sack».

Die Befürworter dieses Abkommens neigen dazu, die Gegner als dumm oder als ideologisch verbohrt darzustellen. Symptomatisch hochtrabend bezeichnet diese alt Bundesrat Kaspar Villiger in einem NZZ-Aufsatz dieser Tage als «argumentenresistent», als ob nur er, der das Abkommen gut findet, Argumente auf seiner Seite hätte und alle anderen, die es anders sehen, nicht aus legitimer, faktenbasierter Überzeugung dagegen wären, sondern weil sie den angeblich so hochvernünftigen, unwiderlegbaren Beweisführungen des ehemaligen Finanzministers nicht folgen wollten. Möglicherweise ist genau dieser überhebliche, selbstgefällige Tonfall ein Grund dafür, warum die Zustimmung zu allem, was

mit der EU zu tun hat, in der Schweiz und anderswo so rasant schwindet. Die EU ist in der Wahrnehmung vieler von einer guten Idee zu einem System der institutionalisierten politischen Arroganz geworden. Sie scheint auch Ex-Politiker zu befallen, die irgendwie unter den Einfluss dieser merkwürdigen Institution geraten sind.

Halten wir uns an Fakten und Argumente.

Cassis' Vorgänger Didier Burkhalter sah es, für einmal, noch realistischer. Im August 2016 sagte er in einem Interview, die Schweiz sei punkto Rahmenabkommen in einer «komfortablen Lage», gerade weil sie eben «nicht als Bittstellerin» gegenüber Brüssel auftrete. Das stimmt. Die Schweiz hat dieses Rahmenabkommen in dieser Form mit all seinen Guillotinen, Sanktionen, der Rechtsüber-

nahme und den fremden Richtern nie gewollt. Das geht auch aus einer Motion hervor, die 2013 nicht nur von der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats mit deutlicher Mehrheit angenommen worden war, sondern später auch von beiden Kammern des Parlaments.

Die Motion, eingereicht von der SVP, hielt wörtlich fest, erstens: Der EU sei «unmissverständlich» und «aktiv» darzulegen, dass «die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat ist». Zweitens: Die Schweiz unterhalte Beziehungen mit der EU, um den gegenseitigen «Marktzutritt» zu erleichtern, aber die Schweiz sei «nicht Mitglied des europäischen Binnenmarkts» und wolle es auch nicht werden. Drittens: Die Schweiz schliesse keine Verträge ab, «welche ihre Souveränität generell rechtlich oder faktisch einschränken». Sie werde sich auch «nicht verpflichten», künftiges EU-Recht «automatisch zu übernehmen», oder sich der europäischen «Gerichtbarkeit» unterstellen.

So reden keine Bittsteller. Die vom Parlament beschlossene Motion fordert vom Bundesrat das Gegenteil dessen, was die EU der Schweiz heute mit Druck zumutet: automatische Rechtsübernahme, fremde Richter und eine sich vertiefende teilweise Mitgliedschaft im Binnenmarkt. Man kann sich fragen, ob der Bundesrat auf der Grundlage des heutigen institutionellen Abkommens überhaupt weiterverhandeln oder Konsultationen durchführen dürfte. Indem er die Unterzeichnung einer vielleicht noch leicht korrigierten Version dieses unseligen motionswidrigen Vertrags anstrebt, geht er sogar weit darüber hinaus.

Es ist ein gespenstischer Vorgang, wenn sich eine Regierung die Forderungen einer auswärtigen Macht derart anverwandelt, dass sie zwischen eigenen und fremden Wünschen nicht mehr unterscheiden kann.



«Argumentenresistent»: Villiger.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Glücksfall? Managerin Pilloud. Seite 36



Machtapparat Venezuela: Hugo Chávez. Seite 38



«Mindestens 30 Prozent der Gymnasiasten bringen nicht die nötige Intelligenz mit.»

ETH-Professorin Stern: Seite 28

Titelgeschichte

- 16 **Zur Stellung des Mannes im Universum**
- 18 **Grober Irrtum** Sollen Männer erklären, wie Feminismus funktioniert?

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar**
Rebellion gegen Lausanne
- 10 **Nahost** Flirt mit Israel
- 10 **Politik** Parmelin und die Bauern
- 11 **Herodot** Schweizer Lehren aus dem Brexit
- 12 **Kopf der Woche** Tidjane Thiam: Er kam, sah und sparte
- 20 **Essay der Woche** Wenn Geld alles und das Resultat nichts ist
- 22 **Lebensläufe** Bierbrauerin Stephanie Schwarzmüller
- 24 **Mörgeli** Eschers Luftballon
- 24 **Bodenmann** Solarstrom endlich ohne Subventionen
- 25 **Medien** Muss, muss, muss, muss, muss
- 25 **Die Deutschen** Offenbarungseid

Inland

- 31 **Aufstand der Offiziere** Gegen die Verschärfung des Waffenrechts
- 32 **Cassis gegen alle** Wie steht der Aussenminister zum Rahmenvertrag?
- 33 **Sieg für die Jeremics** Lärmschutzposse im Aargau
- 34 **Importierte Kriminalität** Auswirkungen der Zuwanderung
- 35 **Windräder im Gegenwind** Thurgauer begehren auf

Ausland

- 38 **Pfeil ins Herz Venezuela:** Der lange Schatten von Hugo Chávez
- 41 **Brief aus Berlin**
SPD auf der Intensivstation
- 42 **Migrantenstädte statt Flüchtlingslager** Essay von Merkels Afrika-Beauftragtem Günter Nooke
- 44 **«Bigott, geldgierig und vulgär»**
Eklat zwischen Italien und Frankreich
- 45 **Tiefschläge aus Brüssel**
Ringeln um den Brexit
- 45 **Inside Washington** Grenzen gesprengt
- 46 **Niemand wollte Juden aufnehmen**
Die Konferenz von Evian, 1938

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 **«Wir brauchen die Schlaunen»**
Intelligenz-Forscherin Elsbeth Stern
- 36 **Schwimmerin auf dem Migros-Podest?**
Die Karriere von Jeannine Pilloud

Kultur & Gesellschaft

- 48 **Ikone der Woche**
«Toblerone Tess»
- 50 **Als Fredy Knie Hitler den Handschlag verweigerte**
Interview mit Rolf Knie
- 53 **Bühne**
Mit Hazel Brugger beim Gynäkologen
- 54 **Literatur**
Talib Gotthelf
- 56 **Chamäleon-Fähigkeit**
Zum Tod von Tomi Ungerer
- 64 **Gastronomie**
Pinzette verdrängt Kochlöffel
- 65 **Rangliste**
Die 50 besten Restaurants der Schweiz

Rubriken

- 9 **Im Auge** Nasser al-Khelaifi
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Rosamunde Pilcher
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 58 **Die Bibel** Verfehlungen zudecken
- 58 **Serien** «Black Earth Rising»
- 59 **Knorrs Liste**
- 59 **Jazz** Ralph Alessi
- 60 **Thiel** Humanismus
- 60 **Namen** Futuristische Ideen
- 60 **Fast verliebt** Liebesangst
- 61 **Unten durch** Beckenknochen
- 62 **Wein**
Das Veltlin als Exil
- 62 **Salz & Pfeffer**
Brasserie Bernoulli, Zürich
- 63 **Auto**
Alfa Romeo Stelvio 2.0 Turbo Q4
- 66 **Tamaras Welt**
Was wollen Männer von den Frauen?



Aus Liebe zum Dorf, wo auch die Mädchen die Bösen sind.

Stolze Mädchen im Sport der Bösen gehören zur Schwingerhochburg Einsiedeln SZ wie der Volg. Und wie in Einsiedeln sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

volg.ch/dorfgeschichten

Volg
frisch und fründlich



Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Wohlfühloase im Appenzellerland

Gönnen Sie sich eine Auszeit im wunderschönen Appenzellerland. Das frisch renovierte Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgezeichneten Spitzenküche und einem einzigartigen Wohlfühlangebot. Der perfekte Ort zum Entspannen, Erleben und Geniessen.

Schweizer Qualität, urchige Traditionen und ursprüngliche Natur: Am Fuss des Säntis empfängt Sie das innovative Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort und persönlicher Betreuung. Die 87 komplett umgebauten Zimmer und Suiten – ausgestattet mit Textilien der St. Galler Traditionsfirma Schlaepfer, einem Dusch-WC und mit einer traumhaften Aussicht auf den Alpstein – lassen keine Wünsche offen. Um das kulinarische Wohl kümmert sich die international prämierte Küchenchefin Käthi Fässler. An einem der beiden Abende wählen Sie ein Vier-Gänge-Menü aus achtzehn verschiedenen Gerichten; geniessen Sie ein Gourmet-Menü der absoluten Spitzenklasse. Der Wellnessbereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik. Ruhe erleben Sie im weit-

läufigen Hotelpark mit Wald, Wiesen, Bach und Kräutergarten.

Die einmalige Landschaft erkunden Sie mit einem kostenlosen Flyer-E-Bike oder Mountainbike, beim Wandern oder auf einer Schneeschuh-tour rund um den Säntis oder im Alpstein. Mit der Ferienkarte sind Fahrten mit den Appenzeller Bahnen, den drei Luftseilbahnen und Museumseintritte gratis.



Platin-Club-Spezialangebot

Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- 2 Abendessen (Halbpension)
- 1 Gourmet-Menü inkl. offerierte Getränke
- 1 Behandlung im Wellnessbereich
- Freier Eintritt im Bade-, Sauna- und Wellnessbereich
- Täglich wechselndes Aktivitäten-Programm
- Appenzeller Ferienkarte

Spezialpreis pro Person:

Im Einzelzimmer: Fr. 990.– (statt 1136.–)
Im Doppelzimmer: Fr. 890.– (statt 1061.–)

Buchung:

Ab sofort bis Ende März 2019
(ausgenommen Weihnachten/Neujahr)
Reservieren sie ihr Angebot unter
Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort «Weltwoche»
angeben

Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, Im Park 1, 9057 Weissbad
www.hofweissbad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Rebellion gegen Lausanne

Von Alex Baur — Der Thurgau legt sich mit dem Bundesgericht an und verlangt eine Verfassungsänderung: Wer die Integration seiner Kinder vernachlässigt, soll die Folgekosten mittragen.



Die kostenlose Volksschule ist heilig.

Drei Dinge sind aussergewöhnlich an der Standesinitiative, welche das Thurgauer Parlament Anfang Januar lancierte. Erstens: Der Vorschlag, dass Eltern zur Kasse gebeten werden, wenn sie die sprachliche Integration ihrer Kinder vernachlässigen, rüttelt an einem Tabu. Zweitens: Vertreter sämtlicher bürgerlichen Parteien, aber auch einige Linke stehen zu diesem Tabubruch, der mit 77 zu 30 Stimmen deutlich beschlossen wurde. Drittens: Die Thurgauer rebellieren damit gegen das Bundesgericht, das jegliche Kostenbeteiligung der Eltern Ende 2017 als verfassungswidrig ablehnte; jetzt soll halt die Bundesverfassung entsprechend geändert werden.

Nach Meinung der Bundesrichter verstösst das Thurgauer Modell gegen das Prinzip der unentgeltlichen Schulbildung. Und wenn es etwas gibt, was in diesem Land heilig ist, dann ist es die kostenlose Volksschule. Zu Recht. Dass bei der Bildung nicht die Herkunft oder Finanzkraft der Eltern, sondern allein die Begabung und die Leistung der Schüler zählen sollen, gehört zu den Grundpfeilern des Schweizer Erfolgsmodells.

Nur stand die Chancengleichheit überhaupt nie zur Disposition. Im Gegenteil, die Stellung der Migrantenkinder sollte durch die forcierte sprachliche Integration gestärkt werden. Es war auch nie davon die Rede, dass bedürftigen

Kindern der Nachhilfeunterricht verweigert würde, wenn säumige Eltern ihre finanziellen Pflichten nicht erfüllten. Vor diesem Hintergrund erscheint das Verdikt aus Lausanne reichlich abstrakt und formalistisch.

Es war nicht irgendeine Theorie, welche die Thurgauer antrieb, sondern die praktische Erfahrung. Obwohl es genügend Integrationsangebote für fremdsprachige Kleinkinder im Vorschulalter gäbe, so hatte man nämlich festgestellt, sprächen viele Kindergärtler kaum oder nur mangelhaft Deutsch. Es handelt sich dabei notabene nicht um ein paar Einzelfälle. In der ländlichen Gemeinde Rickenbach zum Beispiel brauchte jeder zweite Kindergärtler Nachhilfe in Deutsch, in Frauenfeld oder Flawil etwa jeder dritte. Die meisten dieser Knirpse wurden hier geboren oder verfügen sogar über einen Schweizer Pass. Doch der nützt ihnen wenig, wenn sie die Sprache nicht beherrschen. Sonst liegen sie schon am Start zurück.

Grossartige Chance

Nun gibt es zwei Möglichkeiten, diese alarmierende Spracharmut zu bekämpfen. Der Kanton Basel-Stadt etwa verpflichtet fremdsprachige Eltern, den Nachwuchs mindestens zwei halbe Tage pro Woche in eine vorschulische Spielgruppe zu schicken. Wer sich weigert, muss mit einer Busse von bis zu 1000 Franken rechnen. Das Thurgauer Parlament wollte es andersherum versuchen: Es stellt den Eltern frei, wie sie ihrer Pflicht nachkommen; eine sprachliche Integration ist auch im privaten Kreis möglich. Doch wenn die Eltern diese Verantwortung nicht wahrnehmen, dann müssen sie sich auch an den Kosten für die sprachliche Nachförderung beteiligen.

Es gibt gute Argumente für beide Varianten. Das Basler Modell baut auf staatliche Regulierung und Kontrolle, die Thurgauer setzen auf die Eigenverantwortung mündiger Eltern. Das Ziel ist dasselbe. Welche der Varianten bessere Resultate bringt, weiss man erst, wenn man beide in der Praxis getestet hat. Das föderalistische System der Schweiz bietet dafür eine grossartige Chance.

Wenn das Bundesgericht meint, die Mitverantwortung der Eltern verstosse gegen die Verfassung, dann muss man halt die Verfassung entsprechend ändern. Selbst wenn die Chancen auf einen Erfolg gering sind, haben die Thurgauer mit ihrer Initiative zumindest eine wichtige politische Debatte angestossen, die man nicht den Juristen überlassen darf.

Ballwechsel



Nasser Al-Khelaifi, Sportdirigent.

Der Sohn eines Perlenfischers aus Katar gilt als der mächtigste Mann des Sportuniversums. Kaum jemand kennt ihn wirklich, auch wenn viele schon in seinem Privatjet mitgeflogen sind. Interviews sind tabu. Eine Villa auf Sardinien gilt als sein Rückzugsort. Manchmal trägt er Wüstengewänder und Kufiya, als Zitate seiner Herkunft. Aber am wohlsten fühlt er sich im Tennistenneue. In der Weltrangliste erreichte Nasser al-Khelaifi, 45, kurzzeitig Rang 995, einmal machte er sogar einen Punkt gegen Thomas Muster. Aber entscheidend für sein Leben waren die Ballwechsel mit seinem besten Freund, mit Scheich Tamim bin Hamad Al Thani, 38, und die Welteroberungspläne, die sie auf dem Tennisplatz schmiedeten. Heute scheint das ungeheuer verwegen. Die Fata Morgana wird Wirklichkeit, mit Bestechungsgeschmack. Eines der jüngsten Länder, das 1971 die Unabhängigkeit von Grossbritannien erreichte, mit 2,3 Millionen Einwohnern, davon nur 300 000 Einheimische, führt 2022 das Weltereignis aller Weltereignisse durch, die Fussball-WM, wie wenn Liechtenstein auf einem Netz künstlicher Passstrassen die Tour de France laufen lassen würde.

Der Scheich, schon mit 22 Jahren Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, putschte sich 2013 gegen den Vater sanft an die Macht. Er hat drei Frauen und neun Kinder, und Nasser, der Tennisfreund, ist sein operativer Arm, der als Minister ohne Portefeuille, eine kolossale Untertreibung, mit dem Überfluss aus dem Öl und Erdgas das Sportimperium Katars arrondiert. Schon 2011 kaufte Nasser in Paris den PSG und setzte damit den Fuss in die Champions League. Letzte Woche wählte ihn die Uefa zum Vizepräsidenten. Damit steckt er im Interessenkonflikt, das Financial Fairplay durchzusetzen, das er mit der Milliarde, die er über den Qatar-Sports-Investments-Fonds in Stars wie Neymar und Mbappé investierte, dauernd verletzt. Mit der BeIN Media Group, hervorgegangen aus dem TV-Sender Al-Dschasira, rollt Nasser das globale Mediengeschäft auf und baggert am neuen wertvollsten Rohstoff, den Sportrechten. Matchpoint um Matchpoint. Peter Hartmann

Flirt mit Israel

Von Pierre Heumann — Arabische Golfstaaten zeigen den Palästinensern die kalte Schulter.

Sorgen plagten Machmud Abbas. Je näher die Nahostkonferenz rückte, die für diese Woche in Warschau angesagt war, desto nervöser wurde der Palästinenserpräsident. Nicht die Gipfelthemen Iran, Syrien oder Raketen trieben Abbas um. Er ahnte, dass der Hauptzweck des Treffens die Annäherung alter Erzfeinde war. Und da irrte er nicht.

Die Araber am Persischen Golf scheuen sich nicht mehr, ihren Flirt mit Israel öffentlich zu demonstrieren, während sie Abbas die kalte Schulter zeigen. Im Oktober wurde zum Beispiel Premier Benjamin Netanjahu zu einem offiziellen Besuch nach Oman eingeladen, wo ihn Sultan Qabus ibn Said vor laufenden Kameras aufs Freundlichste begrüßte. Auch die Vereinigten Arabischen Emirate verheimli-

Abbas ahnte, dass der Hauptzweck des Treffens die Annäherung alter Erzfeinde war.

chen ihre Kontakte zu Israel nicht mehr. So durfte Sportministerin Miri Regev im vergangenen Jahr in Abu Dhabi dabei sein, als ein israelischer Judoka mit einer Goldmedaille geehrt wurde – zu den Klängen der israelischen Nationalhymne. Auch Bahrain zeigte sich bereits vor zwei Jahren an diplomatischen Beziehungen mit Israel interessiert, berichtete diese Woche ein israelischer Nachrichtensender.

Ohne grünes Licht aus Riad wäre die Entspannung nicht möglich. «Israelis haben das Recht auf einen eigenen Staat», gab Kronprinz Mohammed bin Salman vor einem Jahr in einem Interview mit der Zeitschrift *The Atlantic* zu Protokoll. Wenig später erlaubte er es der Fluggesellschaft Air India, auf dem Flug von Neu-Delhi nach Tel Aviv den Luftraum des Wüstenreichs zu benützen, was die Reisezeit um über zwei Stunden verkürzt.

Oman, Bahrain, Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate erhoffen sich von ihrem neuen Zugewandten in der Region allerhand. Israel ist ein militärisches Powerhouse, auf dessen Hilfe Golfstaaten bei einer iranischen Aggression zählen könnten. Doch es geht nicht nur um das Interesse, dem gemeinsamen Feind Iran die Stirn zu bieten. Die Araber versprechen sich auch Zugang zum Know-how von Tel Aviver Hightech-Firmen. Und mit der Verbesserung der Beziehungen zu Israel wollen sie sich last, but not least die Gunst des Weissen Hauses erwerben.

Parmelin und die Bauern

Von Roman Zeller — Bundesrat Guy Parmelin muss einen innenpolitischen Konsens für das US-Freihandelsabkommen finden. Der Bauernpräsident bietet überraschenderweise Hand dazu.

Es klang fast schon euphorisch. «Die Frage ist nicht mehr ob, sondern wann wir vorwärtskommen», vermeldete Bundesrat Ignazio Cassis aus Washington. Die Aussage bezieht sich auf den gegenseitigen Wunsch, ein Freihandelsabkommen Schweiz-USA abzuschliessen. Nun müsse er sich sofort mit Wirtschaftsminister Guy Parmelin austauschen, so Cassis weiter. Das ergebe sich aus dem Treffen mit seinem US-amerikanischen Pendant, Aussenminister Mike Pompeo, «ganz klar», was auch John Bolton, Trumps Sicherheitsberater, bestätigte. Cassis traf sich mit der ersten Garde der Trump-Administration. Ein erfolgreicher Verhandlungsabschluss wäre das Tor zum US-Markt, wohin sich die Schweizer Güterexporte in den letzten zehn Jahren um gut 14 Milliarden Franken erhöht haben.

Der Blick zurück relativiert allerdings den Optimismus des Schweizer Aussenministers: Bereits 2006 platzten die Freihandelsträume wegen des Widerstands der Agrarlobby, da die Bauern einen Abbau des Grenzschutzes befürchteten. Seither hat sich die Lage entspannt und Annäherungen sind im Gang. «Explorationen» – Verhandlungen für Verhandlungen – nennt sie das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). So hat Bundesrat Alain Berset nach seinem Treffen mit Trump vor einem Jahr gesagt, dass er guter Hoffnung sei, die Handelsbeziehungen weiterzuentwickeln. Alt Bundesrat Schneider-Ammann lauerte im Dezember 2018 gar auf einen Coup für konkrete Verhandlungen zu seinem Amtsende, jedoch vergebens.

«Rote Linien»

Wie geht die Freihandelsodyssee nach dem jüngsten Treffen von Bundesrat Cassis weiter? Für Martin Naville, Geschäftsführer der Swiss-American Chamber of Commerce, ist klar, dass die Schweiz auf die USA zugehen muss. «Die Schweiz hat 2006 den Verhandlungstanz verlassen, der Ball liegt somit bei ihr.» Inhaltlich müsse sich die Schweiz entscheiden, ob sie ein breites oder ein enges Abkommen vorschlagen wolle. «Nach den umfassenden Verhandlungen 2006 sollte jetzt die Verhandlungsgrundlage eingegrenzt und primär ein Deal angestrebt werden», so Naville. Gentech-Produkte sollten draussen bleiben, wohingegen über andere Landwirtschaftsthemen verhandelt werden könnte. Ein Abbruch wie 2006 müsse «zwingend vermieden» werden.

Jean-Philippe Kohl, Bereichsleiter Wirtschaftspolitik des Industrieverbandes Swiss-

mem, befürworte auch ein schlankes Abkommen. Die wesentlichen Punkte sollten geregelt werden, der Rest könne nachverhandelt werden. Auch er sieht die Bauern nach wie vor als Knacknuss. Er sagt indes: «Wir wollen ihnen nicht an den Kragen. Der Bund muss, wenn nötig, die Konsequenzen für sie abfedern.»

Dass er ein Schlüsselspieler ist, weiss Markus Ritter (CVP), der Präsident des Schweizer Bauernverbandes. «Wenn die Interessen der Landwirtschaft gewahrt sind, geben wir unser *go*.» Die «roten Linien» seien aber wie 2006 nicht verhandelbar: der Schutz der Schweizer Bauern vor Billigimporten, die Sicherheit und Qualität der Produkte und auch die WTO-Regelungen. «Die Schweizer Agrarpolitik muss wie bis anhin gestaltet werden können», so die Forderung Ritters. Wenn das alles berücksichtigt werde, sehe er keinen Grund, nicht in Verhandlungen einzusteigen.

Er biete Hand, sagt Ritter, doch das Wirtschaftsdepartement sei noch nicht darauf eingegangen. Am 10. Januar habe ein Treffen bei Bundesrat Parmelin stattgefunden, weiter nichts. «Es herrscht zurzeit Totenstille», so Ritters Beobachtung. Eine Spezialbehandlung vom landwirtschaftsnahen Wirtschaftsminister erwarte er nicht. Das Seco gibt auf Anfrage bekannt, dass Bundesrat Parmelin ein Freihandelsabkommen mit den USA weiterhin «prioritär» einstufe, ohne konkreten Zeitplan jedoch.



«Prioritär»: Wirtschaftsminister Parmelin.



Herodot

Schweizer Lehren aus dem Brexit

Die EU verhärtet sich. Frankreich bringt Italien gegen sich auf, die Briten wirken sträflich unvorbereitet. Doch für die Schweiz ergeben sich aus dem Brexit-Geknorze Lichtblicke.

Charles de Gaulle wusste, warum er jahrelang einen britischen EWG-Beitritt verhinderte. Wohl hatten die Briten ihm während des Krieges Asyl geboten, ein Jahr lang ganz allein den Nazis getrotzt, Frankreich und Europa befreit und den opportunistischen Franzosen zum Status einer Siegermacht mit Uno-Vetorecht verholfen. Aber Staaten kennen weder Freunde noch Dankbarkeit, bloss Interessen. Und Frankreichs Interesse war es, das europäische Friedensprojekt nach seiner Façon zu formen.

Die besiegten Deutschen und Italiener hatten wenig mehr zu melden als die Benelux-Winzlinge. Zudem tendieren auch sie zu übermässiger Bürokratie und Staatsgläubigkeit. So wird die EU-Kommission bis heute vom dogmatisch etatistischen Geist des französischen Zentralstaates dominiert. Erst mit dem Beitritt der Briten erhielten liberales Gedankengut und Pragmatismus etwas mehr Gewicht, aber offensichtlich nicht genug für den Geschmack der Insulaner. Mit vergleichsweise bescheidenen Konzessionen der EU hätte Britanniens früherer Premier David Cameron das Brexit-Referendum wohl gewonnen. Aber die Brüsseler Dogmatiker und unsere westlichen und nördlichen Nachbarn blieben stur und schickten Cameron nackt in die Brexit-Schlacht.

Auch die Fehlkonstruktion des Euro ist eine französisch-deutsche Kopfgeburt. Dessen verheerende Konsequenzen sind noch lange nicht ausgestanden. Die meisten mir bekannten internationalen Bankiers gehen davon aus, dass er mittelfristig nicht überleben wird. Die Frage sei bloss, wie chaotisch und wie total die Auflösung sein werde.

Ein Vorbote dafür mag die gehässige Auseinandersetzung sein, die sich die französische und die italienische Regierung gegenwärtig liefern. Die Fehde vom Zaun gebrochen hatte ursprünglich Emmanuel Macron, als er gegen die italienischen Populisten polemisierte. Diese revanchierten sich

mit der Annäherung an die ebenso diffus populistischen Gelbwesten. Eigentlich ist in Europa die gegenseitige Unterstützung von sich ideologisch nahestehenden Bewegungen üblich, insbesondere vor Europa-Wahlen. Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es eben nicht dasselbe. Man wird sehen, was die EU-Wähler dazu meinen. Sollte das italienisch-französische Beispiel Schule machen und Populisten aller Couleur europaweit gegen die etablierten Parteien zusammenspannen, droht der EU ein Scherbengericht.

Doch zurück zum Brexit: Zweifellos hatte es die britische Regierung sträflich versäumt, sich auf eine Annahme des Brexit vorzubereiten. Ein Fehler war es auch, die Vorbedingungen der EU (keine innerirische Grenze und rund fünfzig Milliarden Franken Abschiedszahlung) zu akzeptieren, bevor diese auch nur darüber verhandelte, was die Briten im Gegenzug erhalten würden. Die regelmässig in der veröffentlichten Meinung Kontinentaleuropas über die Briten ausgeschüttete Häme gebührte indes viel eher jenen Eurokraten, die ernsthaft glauben, ein Land mit der Geschichte Britanniens lasse sich zum Satelliten der die EU dominierenden Franzosen und Deutschen machen.

Der von der EU angebotene Brexit-Vertrag sieht zur Verhinderung einer «harten» inneririschen Grenze vor, dass Britannien auf unbeschränkte Zeit in der EU-Zollunion verbleibt, wenn man sich nicht bis Juli 2020 auf eine Alternative einigt (sog. Backstop). Dies bedeutet auch die Unterstellung unter damit verbundene EU-Regelungen wie Wettbewerbs- und Steuerrecht sowie die Gerichtsbarkeit der EU. Zudem könnten die Briten kaum Freihandelsabkommen mit andern Staaten abschliessen.

Aus dieser babylonischen Gefangenschaft würden die Briten nur entlassen, wenn jedes einzelne der 27 verbleibenden EU-Mitglieder einer noch auszuhandelnden Alternativlösung zustimmt. Die Unterhausabstimmung zeigt, dass dieser Backstop für Brexit-Befürworter und -Gegner ein unakzeptabler Gräuel wäre.

Die EU lässt den Briten damit bloss die Wahl zwischen einem Abblasen des Austritts und einem chaotischen Brexit ohne Netz. Letzterer bleibt wahrscheinlicher. Er wird uns alle treffen. Aber vielleicht werden ein paar luzide Geister unter den europäischen Regierungschefs angesichts der drohenden Konsequenzen die Dogmatiker der EU-Kommission vor dem 31. März doch noch auf ihre Plätze verweisen und den Briten eine valable Alternative anbieten.

Oball dieser Aufregung um den Backstop wurde ein für die Schweiz bedeutender Aspekt des Brexit-Vertrages fast übersehen: Die Briten wurden immerhin von der Personenfreizügigkeit – der Hauptursache des Brexit – und damit auch von der Unionsbürgerrichtlinie befreit! Trotzdem behalten sie einen weitgehenden, wenn auch unvollständigen Zutritt zum Binnenmarkt, ob via Zollunion oder über eine im Detail noch auszuhandelnde Alternative dazu. Diese soll weiter gehen als das, was Kanada mit seinem umfassenden Freihandelsabkommen hat.

Der Zwang zur Zollunion wäre auf die Schweiz nicht anwendbar. Wir haben keine innerirische Grenze. Für uns bleibt als provisorisches Fazit, dass man auch ohne Personenfreizügigkeit einen weitgehenden Zugang zum Binnenmarkt bewahren kann. Wie ein allenfalls auch für uns akzeptabler Zugang ohne Personenfreizügigkeit aussähe, werden wir erst erfahren, wenn sich die EU und die Briten auf eine Alternative zur Zollunion einigen – oder wenn auch der Bundesrat eingedenk des Verfassungsauftrages um Verhandlungen über ein Wirtschaftsabkommen ohne Personenfreizügigkeit nachsucht.

Mit einer solchen, vom Brexit-Vertrag inspirierten Lösung wären wir auch die grössten Negativaspekte des Rahmenabkommens los, die allesamt aus der Personenfreizügigkeit folgen: Einschränkung der flankierenden Massnahmen, drohende Unionsbürgerrichtlinie und Ausbluten unserer Sozialwerke sowie EU-Gerichtsbarkeit über all diese Dinge. Der Preis dafür wäre wohl ein gegenüber heute etwas eingeschränkter Zugang zum Binnenmarkt. Insgesamt könnte ein solches Paket für die Zukunft unseres Landes aber bekömmlicher sein als der Protektoratsstatus des Rahmenabkommens, das Brüssel uns momentan aufnötigen will.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Er kam, sah und sparte

Von Florian Schwab — Der Credit-Suisse-Chef wollte die Bank wieder gross und stark machen. Stattdessen musste er eine Strategie umsetzen, die das Wachstum hemmte. Fehlt Tidjane Thiam die glückliche Hand?



Stunde der Wahrheit: CS-Chef Thiam.

Die gute Nachricht zuerst: Nach allem, was bekannt ist, wird die Credit Suisse diesen Donnerstag für das Geschäftsjahr 2018 einen Jahresgewinn bekanntgeben. Seit 2014 ist es das erste Mal, dass die Bank schwarze Zahlen schreibt. Mitte Dezember, gut zwei Wochen vor Abschluss der Rechnung, stellte das Management einen Vorsteuergewinn von 3,2 bis 3,4 Milliarden Franken in Aussicht.

Für Konzernchef Tidjane Thiam ist es die Stunde der Wahrheit. Und doch ein wenig eine Zitterpartie: Am WEF in Davos sandte er Signale aus, laut dem das letzte Quartal nicht gut gelaufen sei. Wenig später gab sein Schweiz-Chef Thomas Gottstein zu verstehen, dass seine Einheit das Gewinnziel von 2,3 Milliarden wider Erwarten wohl knapp verfehlen werde.

Und auf den letzten Metern legt US-Präsident Donald Trump mit seiner Steuerreform dem CS-Chef noch einen Stein in den Weg. Wie die Bank letzte Woche aus heiterem Himmel mitteilte, wird ihr durchschnittlicher Steuersatz statt wie geplant 36,8 wohl 40 Prozent betragen. Grund sind Ausführungsbestimmungen zu einer Strafsteuer, welche die USA auf exportierte Gewinne erheben. Kenner der juristischen Situation gehen davon aus, dass die Credit Suisse mit einer besseren Steuerplanung die nun drohende Mehrbelastung von 100 Millionen Franken wohl hätte verhindern können. Die Bank will sich zu dem Thema vor Bekanntgabe der Jahreszahlen nicht weiter äussern.

Blenden wir zurück. Als Tidjane Thiam Nachfolger von CEO Brady Dougan wurde,

machte der Aktienkurs Jubelsprünge. Bei Bekanntwerden der Personalrochade am 10. März 2015 verlor sein alter Arbeitgeber, der Londoner Versicherungskonzern Prudential, an der Börse 1,6 Milliarden Franken an Wert, die Papiere der Credit Suisse legten dagegen um 2,9 Milliarden Franken zu – eine viereinhalb Milliarden schwere kapitalmarkttechnische Liebeserklärung.

Zynismus bei Mitarbeitern

Nach seinem Einstand am Paradeplatz beschloss Thiam, mit eher jüngeren Talenten aus der Bank zu arbeiten, bei denen vor allem Thomas Gottstein (Chef der Schweizer Einheit) und Iqbal Khan (Leiter des International Wealth Management) herausstachen. Von Pru-

dential brachte er lediglich einen neuen Chief Operating Officer, Pierre-Olivier Bouée, mit.

Vor allem aber verlor Thiam keine Zeit, das in ihn gesetzte Vertrauen weiter zu nähren. Nach drei Monaten im Amt, am 21. Oktober 2015, kündigte er eine ambitionierte Strategie für die kommenden drei Jahre an. Die von der Bank publizierte Powerpoint-Präsentation hält «klar messbare Ziele» fest, welche die Aktionärsherzen damals abermals höher schlagen liessen: die Kosten nach unten fahren, die Tätigkeiten im Schweizer Heimmarkt ausbauen und sich global auf die Vermögensverwaltung für superreiche Kunden in Schwellenländern ausrichten. Was für die Eigentümer besonders schön tönte: In den folgenden fünf Jahren sollten gesamthaft 23 bis 25 Milliarden Franken an Kapital freigeschaufelt und davon 40 Prozent an die Aktionäre in Form von Dividenden ausgeschüttet werden. Die Realität heute sieht anders aus: Tatsächlich betrogen die Dividenden unter Thiam bislang total etwa 3,5 Milliarden Franken.

In Asien sah man die Bäume regelrecht in den Himmel wachsen. Über 2 Milliarden Franken Gewinn (vor Steuern) wollte die CS in dieser Region im Jahr 2018 erwirtschaften. Gruppenweit hielt die Credit Suisse aus damaliger Sicht für 2018 einen Vorsteuergewinn von 9 bis 10 Milliarden Franken für erreichbar. Gemessen daran, sind die jetzt wahrscheinlichen 3,2 Milliarden Franken eine enttäuschende Sache. Und Asien liefert statt der erträumten 2,3 Milliarden wohl nur einen höheren dreistelligen Millionenbetrag.

Was ist nur passiert? Quellen bei der Credit Suisse betonen, die 9 bis 10 Milliarden seien schon damals erklärermassen «illustrativ» gewesen. Auch sei noch im selben Jahr klar geworden, dass die Marktentwicklungen der CS hauptsächlich in Asien einen Strich durch die Rechnung machten. Ende 2016 habe man aus dem Grund die Asien-Ziele angepasst und um die Markteinflüsse bereinigt. Seither kommuniziere die Credit Suisse ein realistisches und erreichbares Ziel von 750 bis 850 Millionen Franken Gewinnbeitrag im asiatischen Privatkundengeschäft.

Von der Idee, dass die Credit Suisse auf absehbare Zeit über 10 Milliarden Gewinn erzielen könne, haben sich alle längst verabschiedet. Verwaltungsratspräsident Urs Rohner gab Ende 2018 einen mittelfristigen Zielwert von 5 bis 6 Milliarden Franken vor Steuern an. «Bei gutem Marktumfeld halte ich fünf Milliarden für realistisch, aber sechs Milliarden sind schwer zu erreichen», sagt Andreas Venditti, der die Credit Suisse als Analyst bei Vontobel beobachtet. Mit Thiams Leistungsausweis ist er aber nicht unzufrieden. «Die Sparziele hat er klar erreicht.» Die jährlichen Ausgaben hat der Credit-Suisse-CEO von 21 Milliarden Franken im Jahr 2014 auf zuletzt noch zirka 16,9 Milliarden Franken heruntergebracht. Ohne

diese Sparübung stünde die Bank womöglich deutlich schlechter da, aber dem Betriebsklima ist eine solche Schrumpfkur nicht förderlich. Unter den Mitarbeitern macht sich laut Schilderungen Zynismus breit, nach dem Motto: «So lange so viel mitnehmen, wie es eben noch geht.»

Die Kosten, da sind sich alle einig, hat Thiam unter Kontrolle. Aber bislang ist es ihm nicht gelungen, aufzuzeigen, bei welcher Strategie die Erträge substanziell steigen können. Wo er Erfolge verbucht, ist es im dreistelligen Millionenbereich. So hat der Vorsteuergewinn in der Schweizer Einheit von 1,6 Milliarden seit 2015 auf gegen 2,3 Milliarden Franken zugenommen, und im asiatischen Privatkundengeschäft wurde der Gewinnbeitrag von 300 Millionen auf etwa 750 Millionen mehr als verdoppelt. Aber den Aktionären ist das zu wenig. Der Kurs der Credit-Suisse-Aktie bleibt im Keller zwischen 10 und 15 Franken einge-

Ja, das Umfeld ist garstig, aber die Credit Suisse steht eben relativ schlechter da als die UBS.

schlossen. Der Börsenwert der Gruppe sank seit Thiams Versprechen von 2015 von rund 45 Milliarden Franken auf heute noch knapp 30 Milliarden Franken.

Kritische Fragen bezüglich Lohn

Das ist für alle Beteiligten unerfreulich, inklusive Thiam selber. In den sechs Jahren bei Prudential verdiente er zum damaligen Wechselkurs rund 12 Millionen Franken pro Jahr. Bei der Credit Suisse nahm er letztes Jahr 9,3 Millionen Franken nach Hause. Hätte sich die 2015 anvisierte Strategie so ausbezahlt, wie es vorgesehen war, stünde Thiams Lohn heute bei wahrscheinlich 15 Millionen Franken. Weil dem aber nicht so ist, muss er sich Jahr für Jahr kritische Fragen gefallen lassen.

Der Verwaltungsrat hat die Zielwerte, an denen Thiam gemessen wird und die für seinen Lohn massgeblich sind, dem mittelmässigen Niveau angepasst, auf dem die Bank heute unterwegs ist. Die Latte wurde also tiefer gelegt. Bei der Eigenkapitalrendite, einem bonusrelevanten Wert, beträgt Thiams Leistungsziel 8,5 Prozent, während man den Aktionären in den kommenden Jahren bis zu 12 Prozent in Aussicht stellt.

Woran liegt es, dass die Credit Suisse sich zu einem relativ freudlosen Gebilde entwickelt hat? Ein ehemaliger CS-Manager sagt hinter vorgehaltener Hand: «Wenn man nicht mehr weiterweiss, dann wirft man die Begriffe <Asien> und <Rückbesinnung auf die Schweiz> in den Ring.» Doch der Schweizer Markt sei zu klein, um eine global bedeutsame Bank auszulasten. Und im Geschäft mit den Superreichen sei die Konkurrenz hart, und die Margen seien

mager, besonders seit die Schweiz das Bankkundengeheimnis aufgegeben habe. Richtig Geld verdienen liesse sich vielleicht mit dem Investmentbanking, aber dieses bremsen die hiesigen Aufsichtsbehörden, seit sich die UBS daran vor zehn Jahren die Finger verbrannt hat. Parlament, Finma und Nationalbank haben die beiden Grossbanken gezwungen, ihr Risiko und damit die betreffenden Bilanzposten abzubauen – mit der Folge, dass sie international nur noch punktuell in der Spitzenliga mitspielen können.

Strengere Eigenkapitalvorschriften, Einführung des automatischen Informationsaustauschs – ist Tidjane Thiam letztlich eher ein Opfer widriger Umstände? Man darf daran erinnern, dass auch Konkurrent UBS momentan an der Börse keine glänzende Figur macht. Ja, das Umfeld ist garstig, aber die Credit Suisse steht eben, gemessen an den Zahlen, relativ schlechter da als die UBS. Seit Thiam bei der CS am Ruder ist, verlor die Aktie fast 60 Prozent an Wert, bei der UBS betrug das Minus im selben Zeitraum 42,5 Prozent. Der Fairness halber ist aber zu erwähnen, dass die CS in diesem Zeitraum, anders als die UBS, erheblich Eigenkapital aufbauen musste, was zusätzlich auf den Kurs drückte.

Ein früherer CS-Manager äussert unter der Auflage der Anonymität den Eindruck, dass Thiam als früherem Versicherungsmanager wohl doch ein wenig das goldene Händchen fürs Bankgeschäft fehle. Sparen allein sei keine Kunst. Aus dem Inneren der Bank hört man, dass der Chef relativ weit vom operativen Tagesgeschäft entfernt sei. Er treffe sich beispielsweise eher selten mit Kunden. Ausserdem gilt seine Beziehung zu den Investmentbankern als angespannt. Entgegen ursprünglichen Ankündigungen, die Global-Markets-Abteilung etwa bei der ursprünglichen Grösse zu belassen, zog er nach erheblichen Verlusten im Jahr 2016 die Reissleine und schrumpfte die Abteilung um einen Drittel.

Vor zehn Jahren sah es kurze Zeit danach aus, als könne die Credit Suisse sich aus der Rolle des ewigen Zweiten unter den Schweizer Grossbanken befreien. Die UBS lag verwundet am Boden und musste das vormals einträgliche Investmentbanking radikal zusammenstreichen. Die CS, die 2006 die Winterthur-Gruppe verkauft hatte, fuhr anfangs unter dem früheren Wall-Street-Mann Brady Dougan die Gegenstrategie und drehte den Hahn beim Investmentbanking auf, bis sie unter dem Eindruck der neuen Eigenkapitalvorschriften, etwa ab 2013, ebenfalls die Segel strich und auf das Nachahmen der UBS-Strategie einschwenkte. Thiam wurde berufen, um das Vorhaben durchzuziehen. Der erfolgsverwöhnte Versicherungsmanager sprang als Tiger los und droht nun als Kätzchen zu landen. ○

Personenkontrolle

Amherd, Buillard-Marbach, Bigler, Rösti, Rytz, Noser, Riklin, Balmer, Büniger, Leupi, Jott Jenny, Cohn, Salvini, May, Parmelin, Fox, Ziegler, Maduro, Guaidó, Trump, al-Gaddafi, Mugabe, Castro

Viola Amherd, Twitter-Königin, verschickt derzeit via Kurznachrichtendienst fast ausschliesslich Glückwünsche an die Schweizer Skirennfahrer, die bei der Ski-WM in Schweden um Edelmetalle kämpfen. Eigentlich hätte man von der Sportministerin erwartet, dass sie den Schweizer Skistars im schwedischen Åre einen Besuch abstattet, wie das Sportminister normalerweise eben so tun. Wie man vom *Blick* nun erfahren hat, war sie dazu nicht imstande, weil eine Angina sie ausser Gefecht setzte. Wir wünschen Amherd auf diesem Weg gute Besserung und stellen besorgt fest: Derart schnell hat sich noch keine Bundesrätin und kein Bundesrat nach der Wahl krank gemeldet. (*hmo*)

Christine Buillard-Marbach, Streitschlichterin, hatte sich die Sache wohl anders vorgestellt. Der CVP-Nationalrätin und Präsidentin der Bildungskommission entglitt eine Anhörung mit Vertretern von Swiss Skills – die Organisation ist für die Berufsmeisterschaften zuständig – vollständig. Teilnehmer berichten, die Sitzung habe beinahe abgebrochen werden müssen, nachdem eine Repräsentantin von Swiss Skills den FDP-Nationalrat und Gewerbeverbandeschef Hans-Ulrich Bigler mit einer regelrechten Schimpfkanonade eingedeckt hatte. Es war schliesslich SVP-Präsident Albert Rösti, der der Kommissionspräsidentin zu Hilfe eilte und der verbalen Prügelei mit einem Ordnungsantrag ein Ende setzte. (*hmo*)

Regula Rytz, Optimistin, musste am Abstimmungssonntag zwei herbe Niederlagen einstecken. Zum einen lehnte die Schweizer Stimmbewölkerung die Zersiedelungs-Initiative der Jungen Grünen ab, zum andern folgte eine Mehrheit im Kanton Bern dem Hauseigentümergebiet, den bürgerlichen Parteien und den Wirtschaftskreisen und sagte knapp nein zu einem schärferen Gebäude-Energiegesetz – dies trotz Schülerstreiks und Klimabewegung. Die Präsidentin der Grünen Partei und Berner Nationalrätin, die 2019 als Jahr der «Klimawahl» ausgerufen hatte, will darin jedoch kein schlechtes Omen für die eidgenössischen Wahlen vom Herbst sehen und glaubt an einen Siegeszug der Grünen, wie sie den Medien mitteilte. Das



Auf eigene Faust: Innenminister Salvini.



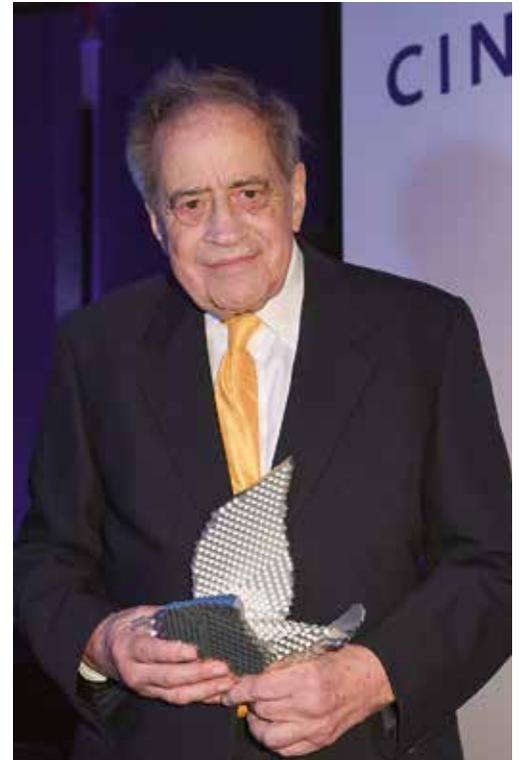
Das nächste Angriffsziel: Grünen-Chefin Rytz.



Verbale Prügelei: Gewerbeverbandeschef Bigler.



Gute Besserung! Bundesrätin Amherd.



Film-Gigant: Produzent Cohn.

nächste grüne Angriffsziel im Kanton Bern steht übrigens schon fest: Die Motorfahrzeugsteuern sollen erhöht werden. (*fon*)

Ruedi Noser, Gletscherfreund, hat sich dank seiner klima-prophetischen Tochter vom Saulus zum Paulus gewandelt. Der Zürcher FDP-Ständerat spricht sich neuerdings für die sogenannte Gletscher-Initiative aus, die den CO₂-Ausstoss durch die Verbrennung fossiler Energieträger wie Öl und Gas bis ins Jahr 2050 auf null reduzieren will. Das hinderte Noser nicht daran, sich den weiten Flug in die Wüste Nevadas zu gönnen, um sich einige Tage an der dortigen Massenparty des «Burning Man» zu vergnügen. Dieses mehrtägige Festival von Künstlern und Lebenskünstlern ist eine Art Sechseläuten für die Nachbesseren. Kein Wunder, dass sich der CO₂-reduzierende Vielflieger Noser inmitten der heissen Wüste am heissen Feuer nach kühlen Schweizer Gletschern sehnte. (*mö*)

Kathy Riklin, CVP-Sesselkleberin, stemmt sich nicht nur gegen den politischen Bedeutungsverlust, sie klammert sich auch an ihre Wohn-

pfründe. Zur Erinnerung: Die Berufsnationalrätin bewohnt ein stadteigenes Appartement an Limmat-Luxuslage zum Dumpingpreis (*Weltwoche* Nr. 40/13). So kann sie es sich leisten, die Wohnungen im elterlichen Mehrfamilienhaus am Zürichberg zu vermieten (*Weltwoche* Nr. 4/14) und die Ferien am Zweitwohnsitz in Lugano zu verbringen (*Weltwoche* Nr. 44/13). Unter dem Druck einiger unerschrockener Freisinniger um die ehemalige Gemeinde- und jetzige Kantonsrätin Bettina Balmer und Gemeinderat Pablo Büniger kündigte Finanzvorsteher Daniel Leupi (Grüne) an, in den vergünstigten Liegenschaften der Stadt keine reichen Bewohner mehr zu dulden. Prominentes Opfer der neuen Vermietungspraxis: Der Entertainer Christian Jott Jenny. Gemäss *NZZ am Sonntag* kündigte ihm die Zürcher Stadtverwaltung den Mietvertrag, nachdem Jenny zum Gemeindepräsidenten von St. Moritz gewählt worden war. Kathy Riklin solidarisierte sich sofort mit Neo-Politiker Jenny. Auf Facebook schrieb sie an die Adresse von Büniger: «Sie und ihre FDP-neoliberalen Gehilfen tun alles, um nur noch Grün-Linke in städtischen Wohnungen zu fördern.»

Kurz zuvor wurde bekannt, dass Riklin, die in ihren zwanzig Jahren in Bern mit grün-linken Positionen aufgefallen war, der neugegründeten Christlichsozialen Vereinigung (CSV) beigetreten ist, einem Sammelbecken für politische Blutorangen (ausser CVP, innen rot). Wie Riklin vor diesem Hintergrund ihr Ausharren in einer städtischen Günstigwohnung als Beitrag zur politischen Durchmischung verkauft, ohne rot zu werden, bleibt ihr Geheimnis. (cal)

Arthur Cohn, Leinwandzauberer, ist an der Berlinale für sein Lebenswerk geehrt worden. Der sechsfache Schweizer Oscar-Gewinner erhielt seine Auszeichnung aus den Händen der Hollywood-Diva Faye Dunaway und des früheren deutschen Bundeskanzlers Gerhard Schröder, wie die *Basler Zeitung* vermeldet. Cohn gehört zu den ganz grossen Figuren der Filmindustrie. Sein Werk steht, wie er in seiner Dankesrede sagte, für die «Emotionalität» erzählter, berührender Geschichten. Vor Cohn erhielten Stars wie Leonardo DiCaprio, Nicole Kidman, der Dalai Lama oder Michail Gorbatschow die grosse Ehrung der «Cinema for Peace»-Gala in Berlin. Langanhaltende Ovationen begleiteten den Schweizer, einen mittlerweile historischen Film-Giganten Hollywoods, der ohne grosses Aufheben von Basel in die Welt ausstrahlt. (WW)

Matteo Salvini, EU-Kritiker, liebäugelt offenbar mit dem Gedanken, aus der EU-Zollunion auszubrechen und auf eigene Faust einen Handelsdeal mit den Brexit-Briten von **Theresa May** abzuschliessen. Ein wirtschaftspolitischer Sprecher von **Salvinis Lega** sagte, «wir wollen engstmögliche Beziehungen mit den Briten und unterstützen die Idee einer Bestrafung nicht». Der Brexit kommt für Italien zur Unzeit. Das Land exportiert jährlich für gut 25 Milliarden Euro nach Grossbritannien. Sollten nach dem Brexit die Zollmauern hochgehen, würde dies die ohnehin in die Rezession abgerutschte Wirtschaft Italiens empfindlich treffen. Die Schweiz machte von ihrer Freiheit als EU-Nichtmitglied bereits Gebrauch: Am Montag unterzeichnete Wirtschaftsminister **Guy Parmelin** (SVP) mit dem britischen Handelsminister **Liam Fox** eine Zollvereinbarung. (fsc)

Jean Ziegler, der letzte Diktatorenverstehler, springt seinem in Bedrängnis geratenen Freund **Nicolás Maduro** bei. Im Interview mit den Zeitungen der CH Media sagte er kürzlich, **Juan Guaidó**, der Widersacher des venezolanischen Diktators, sei «eine Marionette von **Donald Trump**». Es brauche «auf keinen Fall Neuwahlen», Maduro sei «legitim für fünf Jahre gewählt». Offenbar wird es langsam einsam um den 85-jährigen Ziegler: Nach dem Untergang seiner Freunde **Muammar al-Gaddafi**, **Robert Mugabe** und **Fidel Castro** bleibt offenbar nur noch Venezuelas Maduro. (fsc)

Nachruf



Blühender Zipfel der Welt: Autorin Pilcher.

Rosamunde Pilcher (1924–2019) — Da ist nicht nur der Tod einer alten Lady, die nichts besser konnte als Liebesgeschichten schreiben. Gestorben ist auch eine ganze Welt, eine, die nie sein wird und gerade deswegen von vielen geträumt wird. Eine Welt, deren grösster Schmerz das Brennen einer Brennnessel ist oder ein geplatztes Rendez-vous, deren grösste Tragödie die Klippen der Liebe sind, und bei Pilcher reichen diese Klippen allerhöchstens bis zum Knie. Es ist eine Welt, in der Männer stets gut und edel und wohlhabend und selbst im Kuhstall noch Gentlemen sind, und die Frauen sind alle jungfräulich unverbraucht und glauben an die grosse Liebe. Das Menschsein ist eine Angelegenheit mit Happy End und Himmel etwas, was es auf Erden gibt. Das war die Welt, die Rosamunde Pilchers Kopf entsprang, und sie tippte den besten Kitsch der Welt.

Ihre Bücher spielen in Cornwall, sie ist dort geboren, an diesem blühenden Zipfel der Welt, der vom Golfstrom zärtlich eingehüllt wird, vom Meer kraftvoll umspült, und wo es so oft regnet, dass die Menschen dort innere Sonnen brauchen. Sie führt zwei Leben, eines als junge Frau, die ganz lange nur vom Unerfüllten berührt wird, von Männern noch nicht, Sex kommt ihr vor wie das bedrohlich tiefhängende, schwere Grau des cornwallischen Himmels an einem sehr düstern Tag. Sie will sich aufsparen für den Richtigen. Der kommt, aber er bleibt nicht lange. In der wirklichen Welt ist Krieg, sie arbeitet als Sekretärin für das Aussenministerium, später wird sie nach Sri Lanka ver-

setzt, wo sie anfängt, die Welt ihrer Sehnsüchte zu Papier zu bringen. Ihr Geliebter, der Mann ihres Lebens, ist Soldat, und nachdem eine Bombe ihn zerfetzte und ihr Vater, ein Berufsoffizier, mehr tot als lebendig ins Paradies ihrer Kindheit zurückkehrte, heiratet sie einen soliden Mann. Sie ziehen nach Schottland und sie sich in sich selbst zurück, sie wird Mutter und Hausfrau und schreibt heimlich in der Küche auf einer Reiseschreibmaschine über die im Bunker ihrer Seele noch darbdenden und schon zerfetzten Sehnsüchte.

Eine Lieblingsbeschäftigung von ihr ist das Verbrennen von Laub, sie erwähnt es immer wieder, wie das Vergangene nochmals Feuer fängt und dann aufgeht in Rauch, der in den Himmel steigt und sich auf dem Weg dorthin auflöst ins Unsichtbare. Das Laub ihres Lebens sind die unverwelkbaren Blätter Cornwalls, dieses Gartens Eden ihrer Kindheit, der starb, als sie achtzehn Jahre alt war, und in den sie sich in ihrer Küche Tag für Tag flüchtet und sich an ihm sättigt, als ob er eine blühende Frucht sei, von der sie weiss, dass sie sich rächen wird, weil nach der Süsse die Bitterkeit kommt.

Sie schreibt lange unter Pseudonym, vermutlich, weil sie selbst ihre zwei Seelen nicht zu einer zusammenbringt. Es sind hübsche, kurze Liebesgeschichten in einem Cornwall, in dem immer die Sonne scheint, Geschichten aus einer Welt ohne Sterben und Tod, ohne Verzweiflung und Verderben. Ihr Leben jenseits der Schreibmaschine ist eines der Pflichterfüllung. Sie führt die Familie wie eine Kompanie, und abends gönnt sie sich Zigaretten und gelegentlich Bier und fällt dann in einen traumlosen Schlaf. Es ist ein Leben, von dem sie einst sagte: «Ich habe in meinem Leben mehr Zeit mit Bügeln als mit Lieben verbracht.»

Mit 63 Jahren wird sie berühmt, das Buch heisst «The Shell Seekers» («Die Muschelsucher»), weitere folgten, sechzig Millionen Menschen kauften ihre Bücher und verloren sich in Frau Pilchers Traumwelten, diesen rosaroten Tagträumen, die sind wie bunte Pflaster für jene kleinen Wunden des wirklichen Lebens, die nie aufhören zu bluten. Ihre Geschichten und viel mehr noch die Verfilmungen durch das ZDF mögen als Kitsch gelten, und Weltliteratur geht natürlich anders. Doch das ist nicht der Massstab, den man postum an Frau Pilcher anlegen sollte. Sie war eine Märchenerzählerin, die sich selbst jeden Tag das Leben erzählte, von dem sie lebenslang geträumt hatte. *Michael Bahnert*

Zur Stellung des Mannes im Universum

Von Michael Bahnerth — Mann und Männlichkeit haben es nicht leicht dieser Tage, und Männer nehmen das schwer. Es ist, als ob ein Fluch über ihnen liege. Sie seien toxisch und nicht mehr zeitgemäss. Der Mann ging schon aufrechter.

Die Welt da draussen benimmt sich gerade wie ein Fin de Siècle, das sich in der Zeit geirrt hat. Die ganze Ambivalenz einer Zivilisation kocht im Magma westlicher Gesellschaften; da sind Hysterie und Burnout, das Gefühl, die Welt lieben zu können, wenn sie anders wäre, da ist diese neue Lebensform, deren Erde das Online-Sein ist. Draussen vor der Tür spriesst eine neue Genesis, und drinnen im Kopf pocht unermüdlich und still die Vergangenheit der Steinzeit. Wir sind so gesättigt wie keine Generation vor uns, und gleichzeitig haben wir das Gefühl, so mangelernährt zu sein wie keine Generation vor uns. Da scheint keine Struktur mehr zu sein, die uns ein kittender Leitfaden ist. Vielleicht ist da Aufbruch, aber vielmehr noch ist Vergänglichkeit.

Es sind, natürlich auch, die Tage des Artensterbens. Nicht irgendein Falter oder ein seltsames, bislang von der Zeit vergessenes Tier am Ende der Welt verschwindet von der Bildfläche; abgestossen wird gerade ein Säugetier. Es ist der Homo sapiens masculinus: der Mann. Was von uns gehen wird, ist nicht der Mann als biologische Erscheinungsform mit seinen geschlechtsspezifischen Merkmalen und dem XY-Chromosom. Noch nicht jedenfalls. Es ist das Wesen des Mannes, das gerade seiner Lebensgrundlage beraubt wird, und das Wesen des Mannes ist seine Männlichkeit.

Fünfte Welle der Emanzipation

Mann und Männlichkeit seien nicht mehr zeitgemäss, heisst es dieser Tage, sie seien toxisch, das bedeutet, der Mann vergiftet sich selber durch seine Männlichkeit und sein Mannsein. Weil er etwa mehr Mühe hat zu weinen als Frauen. Weil er mit Frauen nicht über Beziehungen sprechen kann, sondern nur mit Männern. Weil er sich selber nicht analysiert und sich deshalb nie verstehen kann. Weil er beim Pinkeln immer noch lieber steht als sitzt, weil Sitzen, das sagt ihm mehr sein männlicher Instinkt, als dass er es weiss, wahrscheinlich schlecht ist für die Prostata. Weil er, in die Enge gedrängt, mit Aggression reagiert und nicht mit Sanftmut. Weil er öfter schlägt als streichelt. Weil er eine Lebensform geworden ist, die sich Frauen im Dunstkreis der vierten oder fünften Welle der Emanzipation allenfalls noch im Bett wünschen, ausserhalb aber nicht.

Und was macht der Mann angesichts dieses Frontalangriffes auf den Kern seines Wesens? Er zuckt nicht mit den Schultern und setzt

einen Blick auf, der sagt, dass die Hunde bel-len, aber die Karawane weiterzieht, was angemessen wäre. Er zieht nicht in die Schlacht und kämpft für und um sich selber. Sondern er sitzt geschlagen und selbstmitleidig zu Hause oder in einem Fernsehstudio und jammert.

Das ist natürlich eine Bankrotterklärung an alles Männliche. Ein bisschen lamentieren, ein wenig fluchen wäre okay, aber dieses weinerliche Jammern verweichlichter Männer gibt im Grunde allen recht, die den Mann für ein Auslaufmodell halten. Es gibt den Satz, dass Männer, die jammern, eigentlich Mädchen sein wollen, der Kolumnist F. J. Wagner hat ihn geschrieben, und er stimmt. Wenn ein Mann in sich reinhört, muss er ein Gebrüll hören, kein Wehklagen, keine Selbstzweifel – oder höchstens ein ganz kleines bisschen.

Nicht alle Männer jammern. Die Jammerer sind meist Männer aus dem akademischen oder semiakademischen Dunstkreis, die eine starke Frau zu Hause haben und mittags Cola

Dieses weinerliche Jammern gibt allen recht, die den Mann für ein Auslaufmodell halten.

zero trinken, obwohl sie vielleicht Lust auf ein Bier hätten. Handwerker, Secondos, Landwirte und so weiter jammern kaum. Jene, die jammern, beklagen im Geiste eines Schwächlings, dass sie nicht mehr genug sind, dass sie nicht sein dürfen, wie sie glauben zu sein, dass sie sich unverstanden fühlen, dass ihre Instinkte unpassend geworden seien.

Und dann machen sie einen wirklich kapitalen Fehler; sie beginnen in diesem ihnen aufgedrängten Prozess der Introspektion, den Fehler bei sich selber zu suchen. Es geht hier nicht um Kleinigkeiten wie mal einen cholertischen Anfall hier und das Recht auf Fussball im Fernsehen zu jeder Zeit dort oder das Recht auf Rausch, egal, ob die Frau sich nebenan gerade die Seele aus dem Körper würgt oder das Kind einen Tobsuchtsanfall hat, weil es nicht mehr Netflix schauen darf, weil es ihm die Mutter verboten hat.

Es geht hier darum, dass er das Gefühl hat, er sei ein grundlegender Irrtum geworden, nachdem er definitiv seit der letzten kognitiven Revolution vor 75 000 Jahren dachte, er sei grundlegend und dominant. Davor war er einfach ein mehr oder weniger von seinen Instinkten geleitetes, also mehr oder weniger

unkontrolliertes Säugetier, das jagte, frass und sich fortpflanzte.

Windhundrennen

Neu an der Geschichte der Männlichkeit, diesem letzten Kapitel vielleicht, ist, dass der Mann den Fehler bei sich selber sucht, seine instinktive Ebene, seine genetische Selbstverständlichkeit, wenn man so will, verlässt und sich selbst in Frage stellt. Das erste Mal wohl in all den Jahrhunderten und Jahrtausenden, durch die er fraglos sich fortbewegte. Und er stellt nun fest, dass er sich selbst im Grunde nicht versteht, und er versteht auch nicht, dass er sich plötzlich verstehen muss, um neuerdings auf Verständnis zu stossen. Irgendwo, also bei Frauen.

Endlich sind wir beim Thema. Es gibt einige Studien darüber, warum sich immer mehr Männer umbringen – und das drei Mal häufiger als Frauen. Wie und wann sich Männer umbringen, ist auch eine Notiz wert; am liebsten samstags und montags. Samstags, weil sie am Freitag getrunken haben und dann verkatert-brutal im schon längst gestrandeten Familienleben landen und das Gefühl haben, dass von ihnen verlangt wird, was nicht in ihnen drin ist. Montags, da ist zwar die scheiternde Familie etwas weiter weg, aber da ist mehr Job, in dem er aber auch schon gestrandet ist, weil er das Gefühl hat, dass der Job ein verdammtes, nie endendes Windhundrennen geworden ist.

Wie alkoholfreies Bier

Männer bringen sich um, und dieser Satz ist nicht von mir, sondern aus einer dieser Studien, weil «ihr Glück an den Frauen hängt». Deshalb bringen sich auch weniger Frauen um, weil sie inzwischen klug und selbstbewusst und arschkalt genug sind, ihr Glück nicht an den Mann zu hängen. Das ist der ganze Schlamassel. Es erklärt auch nebenbei, egal, ob man das lesen mag oder nicht, warum Männer sich auf Nutten legen oder gelegentlich auch nur mit diesen sprechen wollen. Das Dilemma ist schon fast beleidigend einfach gestrickt; es kann nur richtige Männer geben, wenn da richtige Frauen sind. Das bedeutet, dass Männlichkeit einen reaktiven Charakter besitzt, Weiblichkeit natürlich auch. Dass das Aussenden seiner Männlichkeit nur dazu da ist, einen weiblichen Empfänger zu erreichen, und umgekehrt. Und dass, wenn der Empfänger die Frequenz wechselt, der Sender gezwungen ist, seinen Kanal zu wechseln.



Wenn ein Mann in sich reinhört, muss er ein Gebrüll hören: Johnny Weissmüller als Tarzan, 1932.

Es scheint beinahe so, dass sich die einst klaren und trennenden Wesen der Geschlechter anzugleichen scheinen. Die Frau legt sich männliche Attribute zu, eine gewisse aggressive Kampfmentalität etwa, der Mann antwortet mit harmonischen Deeskalationsmodellen. Das muss nicht so sein, aber wenn es zuträfe, dann dürfte es wohl eine unbewusste Reaktion auf die zunehmende Konfusion westlicher Gesellschaften samt der steigenden Disharmonie

zwischen den Geschlechtern sein. Zu Zeiten, als das Rollenmodell «Ich Tarzan, du Jane» war, gab es diese Harmonie noch, auch wenn sie von der Qualität her eine einseitige gewesen sein mag. Spätestens 1968 landete diese konventionelle Harmonie auf dem Scheiterhaufen der Bürgerlichkeit. Es war der Anfang vom Ende der herkömmlichen Männlichkeit, und es gibt nur diese. Diese Mischmasch-Männlichkeit mit dem Ausleben der sogenannten

weiblichen Seite im Mann ist in etwa so prickelnd wie alkoholfreies Bier.

Nur weil die Frau vor zwei oder drei Generationen begonnen hat, sich neu und gleichberechtigt zu definieren, heisst das nun nicht, dass sie ausschliesslich schuld wäre am Untergang der Männlichkeit; ihr Aufbegehren nach Gleichheit, ihre Forderung nach neuen Rollenmodellen, ihr Ich-will-auch-alles, also Karriere, Kind, Körper, Küche nur nach Lust und

zu Hause einen Kumpel, der mal Lover ist, mal Lichtgestalt und mal einfühlsam und mal energisch, mal Müllrunterbringer, mal Mülldeponie; einen Mann wie eine Jukebox, auf die man drücken kann und die dann die Musik spielt, die man gewählt hat. Schuld, wenn man dieses Wort überhaupt gebrauchen möchte, ist der Mann. Weil er diesen selbstzerfleischenden Scheiss, wie er sagen würde, nicht mitmachen müsste.

Das heisst nicht, dass der Mann auf immer ein fossiles Etwas und Männlichkeit etwas in Stein Gemeisseltes bleiben müssen. Evolution ist Anpassung, Menschsein sowieso. Aber es gibt Grenzen, und sie beginnen dort, wo jenseits Selbstverleugnung ist, wo aus dem guten alten Testosteron ein Zwitterding wird, ein Östrosteron etwa. Es gibt noch keine Studien dazu, aber wenn die Entmännlichung in den

Die Stellung des Mannes im Universum gleicht jener eines Boxers, bevor er k. o. geht.

westlichen Hochkulturen der Welt so weitergeht, dürfte sich das Hirn irgendwann überlegen, ob es sich weiter Mühe geben soll mit der Ausschüttung.

Souveränität und Empathie

Seltsam, die Natur, diese Evolution; jetzt, in diesen Tagen, in denen der Mann zur Memme zu mutieren, in denen er in einen Prozess der Verweiblichung einzutreten scheint, was man etwa bei Fussballspielern beobachten kann, sollte sie eigentlich, um diese Spezies zu erhalten, ihr die grösstmögliche Testosteronproduktion mit auf den Weg geben. Aber sie tut es nicht oder noch nicht. Vielleicht hat sie den Mann aufgegeben.

Die Stellung des Mannes im Universum gleicht jener eines Boxers, bevor er k. o. geht. Er taumelt, will sich halten, und in seinem Kopf weiss er gerade nicht, was sich abspielt, und er fühlt sich hilflos. Das Drama ist, dass er den Schlag schon erhalten hat und nicht einfach mal in Deckung gehen kann, ein wenig rumtänzeln und warten, bis der Ring wieder zu seinem wird. Was also soll er tun? Es gibt nur eine Möglichkeit. Zu Boden gehen, sich ein bisschen anzählen lassen und sich darauf besinnen, was seine Stärken sind, in diesem Fall, was die Stärken der Männlichkeit sind.

Die Virilität ist dabei nicht das Mass der Dinge. Es sind Eigenschaften wie Souveränität, eine gute Portion Stoizismus den Fährnissen des Lebens gegenüber, es sind Empathie und das andauernde Bemühen, die Frau verstehen zu wollen und sich dabei nicht selbst zu verlieren. Und nie, nie wirklich zu jammern und nie, nie zu überlegen, ob einem eine Männerhilfegruppe helfen könnte.

Debatte

Grober Irrtum

Von Katharina Fontana — Sollen Männer der Welt erklären, wie Feminismus funktioniert? Besser nicht.



Frauenversther fehl am Platz: Modell Ratajkowski.

Emily Ratajkowski ist ein international erfolgreiches Modell, das gerne leichtbekleidet auftritt und sich gleichzeitig als Feministin und als Kämpferin gegen den Sexismus versteht. Dafür muss die junge Frau viel Kritik einstecken, namentlich von Männern, die in der Verbindung von Sex und Feminismus die endgültige Bestätigung sehen, dass die Frauenbewegung lächerlich und irregeleitet ist («Ratajkowski», *Weltwoche* Nr. 5/19). Diese Erklärung mag einem Gutteil der Männerwelt, die sich seit der teils überbordenden #MeToo-Debatte in die Ecke gedrängt sieht und ungerecht behandelt fühlt, sehr gelegen kommen: Männer können sich die Frauenbewegung damit so zurechtbiegen, dass sie ihrem eigenen Weltbild entspricht. Was man ins Lächerliche zieht, muss man nicht ernst nehmen.

Frau als Anhängsel des Mannes

Das ist allerdings eine sehr verkürzte Sicht. Beim Feminismus geht es um die weibliche Selbstbestimmung in allen Lebensbelangen. Insofern passen auch Frauen wie Ratajkowski oder die US-Sängerin Madonna, die – auf zugegebene eigenwillige Weise – für selbstbestimmte Sexualität stehen, durchaus ins Bild. Zum Feminismus gehört aber vor allem, dass er nicht von Männern definiert und beherrscht

wird. Selbst Frauen, die sich mit feministischem Aktivismus im Allgemeinen schwertun und weibliche Wesen hierzulande nicht generell als Opfer des Patriarchats sehen, reagieren allergisch, wenn sie von Männern die Welt des Feminismus erklärt bekommen. Man mag mit den Geschlechtsgenossinnen nicht immer einig gehen, man mag sich häufig über Quotenforderungen, gendergerechte Sprache und andere Übertreibungen nerven, doch eines ist klar: Auf maskuline Einmischung und Belehrung können Frauen hier gerne verzichten.

Diese Abwehr kommt nicht von ungefähr. Es ist noch nicht lange her, dass der weibliche Teil der Bevölkerung in öffentlichen Debatten nichts zu sagen hatte, dass man Frauen nicht abstimmen liess, dass sie nur mit Zustimmung des Ehemannes berufstätig sein durften, dass sie ihren Familiennamen nicht an die Kinder weitergeben konnten und so weiter. Eine Frau galt hierzulande noch bis Anfang der 1990er Jahre in vielerlei Hinsicht als Anhängsel des Mannes und war von ihm abhängig. Diese gesetzliche und gesellschaftliche Unterordnung ist noch lange nicht vergessen, die Sensibilitäten, ja Aversionen gegenüber der männlichen Dominanz sind durchaus noch vorhanden. Männer sollten sich deshalb nicht zu weit auf ein Themengebiet vorwagen, von dem die Frauen deutlich mehr Ahnung haben. Geht es um Feminismus, liegt die Meinungshoheit bei diesen.

Aus demselben Grund wirken nicht nur Maskulinisten fehl am Platz, sondern auch Frauenversther – also Männer, die sich mit dem Titel «Feminist» schmücken, an Frauenmärschen mitmarschieren und das für progressiv halten. Auch sie unterliegen einem groben Irrtum: Wie soll ein Mann, der noch keinen Tag in seinem Leben als Frau verbracht hat, Frauenanliegen vertreten können? Es gibt nun einmal spezifische weibliche Erfahrungen, die Männer in dieser Gesellschaft nie machen werden. So wenig wie ein Heterosexueller für Schwule oder ein Weisser für Schwarze, so wenig kann ein Mann für Frauen sprechen. Kommt hinzu, dass das Auftreten von «Feministen» unweigerlich gönnerhaft und paternalistisch wirkt: der Mann als Beschützer, der für die Rechte der Frau eintritt, weil die Frau selber zu schwach ist – im Ernst?

Es gibt ganz, ganz viele interessante Themen, bei denen Männer mitreden können und wo man ihnen auch gerne zuhört. Der Feminismus gehört nicht dazu.

«Die Weltwoche, Switzerland's leading German-language opinion weekly»

The Washington Post

Abonnieren Sie jetzt.

Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

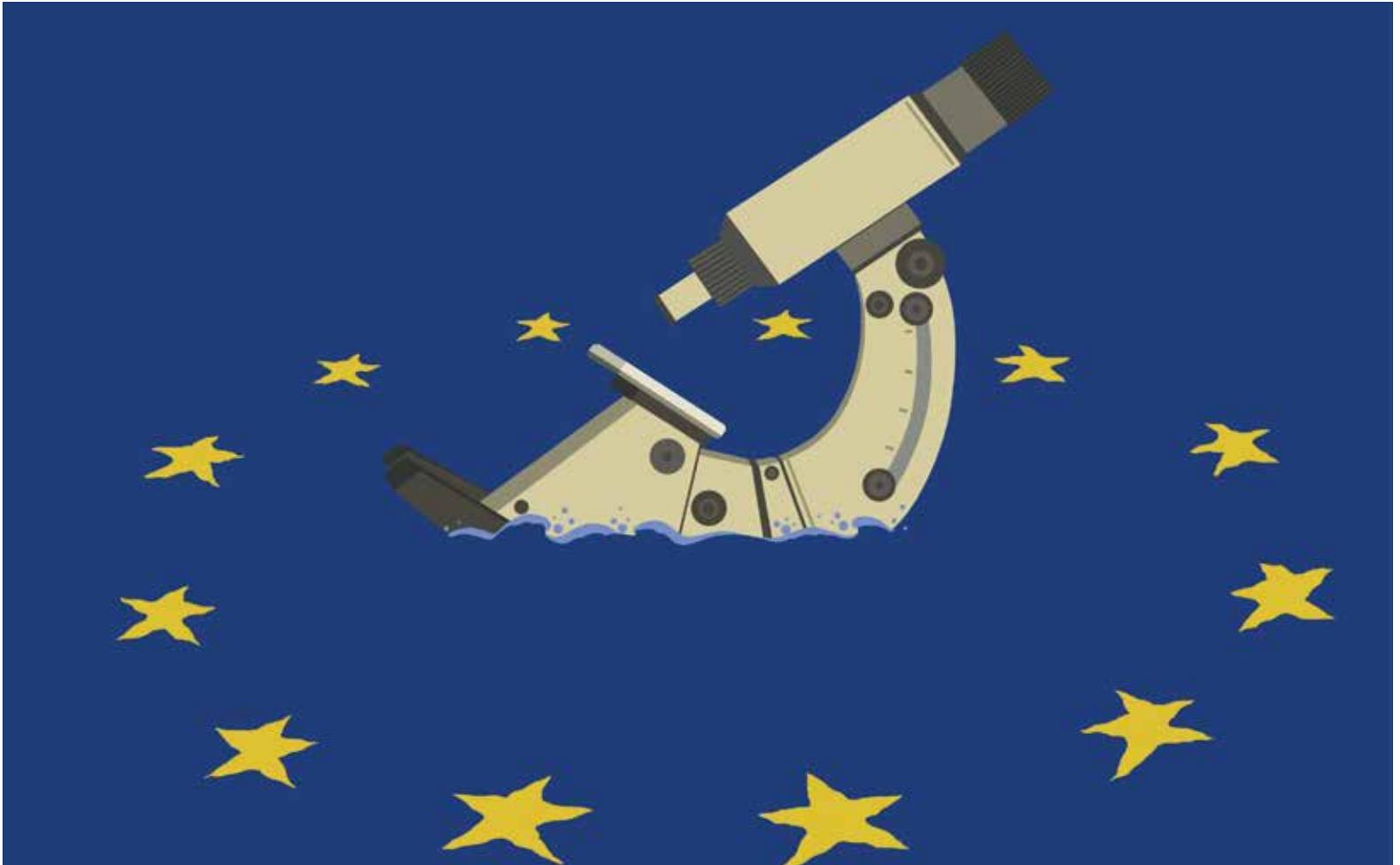
Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Wenn Geld alles und das Resultat nichts ist

Von Beat Gygi — Schweizer Hochschulen und Bildungsfunktionäre schlagen Alarm. Die Turbulenzen mit der EU würden Forschungssubventionen und Universitäten bedrohen. Ist der Aufschrei gerechtfertigt? Und was bringen die hoch dotierten Forschungsprogramme der Europäischen Union wirklich?



Es wird viel Energie und Zeit darauf verwendet, den Geldgebern zu gefallen.

Die Politik gefährdet den Forschungsplatz Schweiz – das ist seit Monaten der Tenor, wenn sich Hochschulvertreter oder Wissenschaftler zu den Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU zu Wort melden. Die zwei Schulpräsidenten Joël Mesot von der ETH Zürich und Martin Vetterli von der ETH Lausanne wandten sich vorige Woche zusammen mit Gian-Luca Bona, dem Direktor der zur ETH-Gruppe gehörenden Empa, warnend ans Publikum: Ein Nein zum Rahmenvertrag mit der EU könnte dem Forschungs- und Bildungsstandort Schweiz schaden. Ähnliche Appelle gab es schon von vielen Forschern, Innovationsmanagern und Hochschullehrern. Michael Hengartner etwa, Rektor der Universität Zürich, ruft als Präsident der Organisation Swissuniversities auch im Namen der Gesamtheit der Schweizer Hochschulen nach ungehindertem Zugang zu den europäischen Programmen.

Im vergangenen Jahr war ihnen die Selbstbestimmungsinitiative ein Dorn im Auge, heute

dominiert die Befürchtung, die hiesigen Schulen, Institute und Unternehmen könnten künftig teilweise aus der europäischen Forschungsk Kooperation ausgeschlossen werden, sollte das Rahmenabkommen Schweiz–EU nicht zustande kommen. An der ETH Zürich etwa gelten gegen 5000 Forschungsprojekte als abhängig von der Kooperation mit der EU, und eine anhaltende Unsicherheit sieht man als Gift für den Forschungs- und Innovationsstandort Schweiz.

Was ist davon zu halten? Die europäische Forschungszusammenarbeit wird zwar nicht in den bilateralen Verträgen EU–Schweiz der ersten Serie geregelt, die vom Rahmenvertrag direkt betroffen sind und durch ein Nein eventuell gefährdet wären. Aber es ist ja schon passiert, dass verärgerte EU-Kommissare rasch mal quer über den Tisch schlugen und Vergeltung übten. Nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative 2014 verbannten sie die Schweiz kurzerhand von einem Teil des achten EU-Forschungsrahmenprogramms «Horizon 2020»,

das von 2014 bis 2020 läuft und aus Sicht des Bundes «das derzeit grösste Forschungs- und Innovationsförderungsinstrument der Welt» ist. Die EU öffnete die Tür erst Anfang 2017 wieder vollständig, als klar wurde, dass die Umsetzung der Initiative so schwach ist, dass sie die Personenfreizügigkeit nicht einschränkt.

Es geht um rund 80 Milliarden Euro

Wieder salonfähig geworden, suchen die Schweizer nun bis 2020 den Rückstand im Hereinholen von Aufträgen und Geld so weit als möglich wettzumachen. Es geht bei «Horizon 2020» um ein Gesamtvolumen von rund 80 Milliarden Euro, und die Schweiz möchte sich ein Stück von gut 3 Prozent davon abschneiden. Unter dem Titel «Wissenschaftsexzellenz» (24,4 Milliarden Euro) soll das Rahmenprogramm die Grundlagen- und Pionierforschung stärken, wozu auch die prestigeträchtige individuelle Personalförderung ERC mit hochdotierten Stipendien zählt. Es ist fast so etwas wie ein Orden, wenn

Assistenzprofessoren sagen können, sie hätten das ERC-Label, also Geld von Brüssel.

Der zweite Schwerpunkt (17 Milliarden Euro) gilt Investitionen in Forschung und Entwicklung, um eine «führende Industrie» auf die Beine zu stellen, und spricht damit Unternehmen an. Der dritte Teil (29,7 Milliarden Euro) soll gesellschaftliche und politische Prioritäten der Strategie «Europa 2020» unterstützen, etwa Gesundheit, Ernährung, Landwirtschaft, Fischerei, Energie, Verkehr, Umwelt inklusive Klimaschutz oder die Förderung «integrativer Gesellschaften» – da eröffnet sich ein grosses Spielfeld für die Politik. Von den gegen 100 000 Projektbeteiligungen entfallen je rund 12 Prozent auf Deutschland und Grossbritannien. Die Schweiz ist unter den assoziierten Ländern jenes mit den meisten Projektbeteiligungen, vor Norwegen und Israel.

Um noch mehr Geld geht es bald einmal im neunten Rahmenprogramm «Horizon Europe», rund 100 Milliarden Euro sollen zwischen 2021 und 2027 für Forschung und Innovation verteilt werden. Also, dranbleiben, nichts verpassen, sagen sich Schweizer Forschungsverwalter, aber sie müssen zittern um ihre künftige Stellung. Zurzeit sind die zugehörigen Gesetze in der EU noch nicht klar, da der Austritt der Wissenssupermacht Grossbritannien irgendwie bewältigt werden muss. Laut Angaben der Bundesverwaltung sind die Möglichkeiten der Schweiz im Moment schwierig abschätzbar. Es kann sein, dass das Gewicht des Landes nicht mehr am Bruttoinlandsprodukt bemessen wird wie bisher, sondern geringer ausfallen wird. Es kann auch sein, dass die Schweiz zusammen mit Grossbritannien in eine weniger günstig gestellte Kategorie mit schlechteren Zugangsmöglichkeiten eingeteilt wird.

Sollte der Zugang zu den EU-Programmen enger werden – verlöre die Schweiz damit einen Teil ihrer Existenzgrundlage? Nein, bei nüchternem Abwägen muss man sagen: Daraus ergäbe sich für den Forschungs- und Wirtschaftsstandort auch die Chance zur Stärkung der Innovationskraft und Konkurrenzfähigkeit, weil das Land dann nicht einfach dem gleichen Weg folgt, den die anderen gehen.

Wie fahrlässig, werden viele einwenden, gerade durchs Mitmachen werde man stark, hart genug habe man ja seinerzeit um den Zugang zum EU-Forschungsraum gekämpft. Das erste Rahmenprogramm der damaligen EG begann 1984. Die Schweiz schloss 1986 ein Rahmenabkommen über wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit ab, was ab 1987 Hochschulen und Unternehmen die Teilnahme an Projekten der Forschungsrahmenprogramme ermöglichte. 2004 erfolgte die Assoziierung der Schweiz an das System, und seither hat das Land mehr Geld aus den EU-Fördertöpfen geholt, als es hineingegeben hat. Netto flossen also mehr Förderbeiträge an Projekte in die Schweiz, als der Bund Pflichtbeiträge an die EU bezahlte. Im sechsten Rahmenprogramm

(2003–2006, Gesamtvolumen knapp 18 Milliarden Euro) holte die Schweiz bei Pflichtbeiträgen von 775 Millionen Franken ein Plus von knapp 20 Millionen heraus. Im siebten Rahmenprogramm (2007–2013, Gesamtvolumen gut 50 Milliarden Euro) machte man bei Bundesbeiträgen von knapp 2,5 Milliarden Franken einen «Gewinn» von gut 230 Millionen Franken. Und hätte im laufenden Programm «Horizon 2020» der zweijährige Halbausschluss 2014 bis 2016 nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht, sähe diese ähnlich lukrativ aus.

Die Fähigkeit, möglichst viele Fördergelder aus dem zentralen Topf zu holen, gilt als Zeichen der Stärke, dafür gibt es in der Sprache der Forschungspolitiker sogar eine spezielle Messgrösse: den Wettbewerbsfähigkeits-Indikator (WFI). Dieser gibt Auskunft «über die Fähigkeit der Forschenden eines Landes, kompetitiv vergebene Forschungsmittel zugesprochen zu erhalten». In der Bundesverwaltung ist man zurecht, bis 2020 auf einen hohen WFI-Stand zu kommen. Was läuft da für ein Spiel ab? Wenn Wettbewerbsfähigkeit darin besteht, möglichst viele Fördergelder anzuziehen, wenn der Input bereits als Erfolg zählt, dann ist man im Reich der Bürokratie angekommen. Das ist offenbar die Realität in der Forschungs- und Innovationspolitik. Tatsächlich wird in den europäi-

Erfolg ist, wenn man der EU möglichst viele Gelder für die eigene Hochschule entlockt.

schen Programmen – auch in den ähnlich gelagerten Nationalfondsprogrammen der Schweiz – kaum untersucht, was am Schluss herauskommt. In Evaluationen schaut man nicht gross auf Resultate in Form von neuen Produkten, neuen Verfahren und Erkenntnissen oder gesparten Kosten und Ressourcen.

Beliebter sind Verheissungen nach dem Muster, «Horizon Europe» werde das Bruttoinlandsprodukt jährlich um 0,08 bis 0,19 Prozent erhöhen und bis zu 100 000 Arbeitsplätze schaffen – das ist schwierig überprüfbar. Immerhin sticht aber doch ins Auge, dass nach gut dreissig Jahren europäischer Forschungscoordination immer noch die amerikanischen und britischen Spitzenuniversitäten die kontinentaleuropäischen Hochschulen auf Weltranglisten in den Schatten stellen – mit Ausnahme der ETH, die sich meistens unter den Top Ten hält.

Die Verfechter der Fördersysteme beteuern, ihre ausgeklügelten Verfahren und Kontrollen seien ja gerade auf das Vorstossen an die Spitze ausgerichtet. Hoch seien die Ansprüche an die Antragsteller, an die Gutachter und an die Rechenschaftsablage. Aber genau das macht das europäische System so schwerfällig und unflexibel, dass der Geist des Forschens, der Antrieb zur Suche nach Neuem, zu einem guten Teil verlorengeht. Viel Energie und Zeit werden

darauf verwendet, den Geldgebern zu gefallen. Universitäten beschäftigen Spezialisten, um Fördermöglichkeiten maximal auszunutzen, unzählige junge Wissenschaftler in den Instituten verschwenden wesentliche Teile ihrer Zeit auf die Forschungsbürokratie und das Formulieren von Anträgen. Wenn ein Projekt zwanzig Bewerbungen anzieht, machen neunzehn Interessenten ihre Arbeit vergebens.

Ausserhalb der Komfortzone

Das sei ja gerade die Stärke der Programme, dass jeweils die Besten zum Zuge kämen, halten die Forschungsfunktionäre dagegen. Aber das Problem geht viel tiefer: Ein geschlossener Kreis von Wissenschaftlern, Verwaltungsleuten und Politikern vereinbart kartellmässig unter sich, was unter guter Wissenschaft und förderungswürdiger Forschung und Innovation zu verstehen ist. Das vom Staat kommende Geld wird dann entsprechend verteilt. Das Programm «Horizon 2020» ist eine 80-Milliarden-Veranstaltung, die von der geförderten Branche selber verwaltet und durch die Politik und zunehmend durch Nichtregierungsorganisationen begleitet wird.

Hoheitliche Kommissionen entscheiden über die inhaltliche Ausrichtung der Programme, planen und steuern die Entwicklung von Forschung und Innovation. Projektanträge müssen ins Planungsraster passen. «Horizon 2020» und noch ausgeprägter das Nachfolgeprogramm «Horizon Europe» sollen laut EU dazu beitragen, «die Ziele Europas» zu verwirklichen. Und mit Blick auf Industrie und gesellschaftliche Herausforderungen hält sie fest, sie werde «verstärkt einen Top-down-Ansatz verfolgen», was mehr zentrale Planung bedeuten wird.

Sollte die Schweiz künftig abseits stehen, erhielte sie mehr Freiheit und die Chance, dass gute Forschungsteams eher neue Fragen, neue Ideen und neue Gebiete suchen und auch mehr Risiken und Unklarheiten in Kauf nehmen können – wie die Kollegen in den USA und in Grossbritannien. Häufig genug wird ja daran erinnert, dass grosse Erfindungen oft ausserhalb der Komfortzone, auf vermeintlichen Nebenschauplätzen entstanden sind. Die Schweizer Nobelpreisträger der jüngeren Zeit, etwa Heinrich Rohrer (1986), Karl Alexander Müller (1987), Richard Ernst (1991), Rolf Zinkernagel (1996), Kurt Wüthrich (2002) oder Jacques Dubochet (2017) waren eigenwillig unterwegs, nicht international gesteuert.

Mehr Eigenständigkeit kann sich doppelt lohnen. Würden die Schweizer Mittel, die heute über Brüssel fliessen, direkt eigenen Forschungseinrichtungen zugute kommen, könnte man bürokratischen Aufwand sparen und Eigenständigkeit gewinnen. Internationale Kooperationen sind auch so möglich, flexibler und vielleicht mit mehr Einfluss von Quer- und Vordenkern, wie sich das viele für den Forschungsplatz wünschen.

Mit vier drank sie das erste Mass

Von Philipp Gut — Stephanie Schwarzmüller, 25, ist Bierbrauerin und eine der wenigen Frauen in der Schweiz, die diesen harten Job ausüben. Trocken ist bei der Begegnung im Wädi-Brau-Huus nur ihr Humor.



Künstlerischer Beruf: Getränketechnologin Schwarzmüller.

Sie lebt, wovon wohl viele Männer träumen. Stephanie Schwarzmüller darf nicht erst nach Feierabend ein Bier geniessen, sie befasst sich professionell damit und muss immer wieder ein kleines *day drinking* einschalten. Das gehört zu ihren Berufspflichten. Als eine der wenigen Frauen in dieser Domäne arbeitet die 25-Jährige als Bierbrauerin. Mit einem Kollegen und dem Braumeister bildet sie das dreiköpfige Herstellerteam der Wädenswiler Biere («Wädi-bräu»). Das traditionsreiche Haus war einst die älteste Brauerei der Zürichsee-Region, nach dem Verkauf an Cardinal wurde es allerdings geschlossen. Seit 1992 ist es mit neuen Ideen wieder zum Leben erwacht. Es setzt auf kleine Mengen und innovative Produkte, brachte das erste Bio-Bier der Schweiz auf den Markt und präsentiert sich heute als Gasthausbrauerei («Wädi-Brau-Huus»). Ein halbes Dutzend verschiedene Biersorten werden handwerklich hergestellt. Damit nahm das lokal verankerte Unternehmen – die Aktionäre erhalten die Dividende vorwiegend in Flaschenform – den Trend zum sogenannten Craft Beer vorweg.

Sie braut ihr eigenes Bier

1600 Liter Bier würden täglich produziert, sagt Stephanie Schwarzmüller. Die Jahresmenge sei etwas so gross wie das, was bei beim Branchenriesen Feldschlösschen «bei der Flaschenabfüllung täglich zufällig auf den Boden fällt», scherzt sie. Die überschaubare Grösse ihres Arbeitgebers habe aber durchaus Vorteile. «Wir stellen die Biere von Hand her, nicht auf Knopfdruck.» Sie wolle sehen, was sie mache, betont Schwarzmüller. Vor allem aber dürfe sie hier ihr eigenes Bier brauen. Ihre erste Kreation ist ein IP Lager, also ein helles Pale Ale. An der Bar darf ich es kosten. Es schmeckt würzig und fruchtig, mit einer etwas bitteren Note. Die Schöpferin spricht von einem «Aroma von Pfirsich, gemähter Wiese und süssen Früchten». Sie habe nicht auf den Kundengeschmack abgezielt, sondern ein Bier kreierte, «das mir schmeckt», sagt sie. Während der Gärung habe sie dauernd davon probiert, «wie beim Kochen». Was auffällt, ist der relativ hohe Alkoholgehalt von 6,8 Volumenprozent. Dies sei kein Zufall: «Ich müsste sonst zu viele Flaschen trinken, um nach Feierabend lustig zu werden.»

Die weibliche Exotin in diesem Männergeschäft stammt aus München, der Welthauptstadt der Braukunst. Bier hat Kleinstephanie praktisch mit der Muttermilch eingesogen. Eine Fotografie zeigt sie als vier-, fünfjähriges Mädchen am Oktoberfest auf der Wies'n, mit einem Masskrug in der Hand. «Es schmeckte mir sogar», erinnert sie sich. Trocken ist nur ihr Humor.

Ihre Berufswahl erklärt sie damit, «dass ich einfach gerne Bier trinke». Allerdings liegt das Brau-Gen in der Familie, der Vater war Braumeister im «Londoner Brew Pub» in Bangkok.

Ihre Ausbildung absolvierte sie an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf – anders als in der Schweiz, ist die Bierproduktion in Deutschland ein akademisches Studienfach. Offiziell heisst der Studiengang «Brau- und Getränketechnologie». Der Ort – Weihenstephan ist ein Stadtteil von Freising – könnte nicht sinniger gelegen sein. Die Weihenstephaner Staatsbrauerei, angesiedelt in einem ehemaligen Kloster, ist die älteste deutsche Brauerei, sie wurde 1040 gegründet, vor fast tausend Jahren. Weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt ist das Freisinger Freibierfest: Dort kauft man am Morgen einen Krug und kann ihn dann den ganzen Tag lang kostenlos wieder auffüllen lassen. Auch zum «Weihenstephaner» hat Stephanie Schwarzmüller einen trafen Spruch parat: «Das Weissbier ist gut. Ich habe es das ganze Studium lang getrunken. Jetzt habe ich keine Lust mehr auf Weissbier.»

Nach sieben Semestern erhielt Schwarzmüller den Titel «Bachelor of Engineering in Brau- und Getränketechnologie». Einfacher gesagt, sei sie eine «studierte Brauerin». Das Studium erfordere «Kenntnisse aus vielen fachlichen Disziplinen der Ingenieurwissenschaft, der Naturwissenschaft und der Betriebswirtschaft», betont die Hochschule. Es würden «verschiedene Fragestellungen behandelt, von den Rohstoffen über Herstellungsprozesse, die eingesetzte Technik und Technologie in der Produktion und Abfüllung, bis zu Vertrieb, Marketing und Verkauf». Wobei «Abfüllung» sich auf Flaschen, nicht auf Gäste bezieht.

Erschwerte Bedingungen

Während wir uns nach dem Warm-up an der Bar zum Sudhaus begeben, «dem Herzstück jeder Brauerei», frage ich Stephanie – wir duzen uns mittlerweile –, wie wichtig das Trinken im Studium gewesen sei. «Sehr wichtig», antwortet sie, «und zwar in der Freizeit wie im Unterricht.» Besonders eifrige Kollegen seien sogar mit einem Bier in der Prüfung gesessen. Ein paar Mal sei sie wegen des ausbildungsbedingt erhöhten Bierkonsums im Hörsaal eingeschlafen, mit Vorliebe während der Lektionen in anorganischer Chemie.

Meine Achtung vor diesem Beruf steigt weiter; man muss sich dies als Lernen unter erschwerten Bedingungen vorstellen. Hinzu seien häufige Praktika an der Quelle, sprich: in verschiedenen Brauereien, gekommen sowie ein Sensorik-Training, das «leider» nicht selten schon um acht Uhr in der Frühe begonnen habe. Das Bier sei dabei «noch das geringste Übel» gewesen. Es sei auch darum ge-

gangen, Geschmacksnuancen verschiedener Sorten von Whiskys und anderen schweren alkoholischen Getränken zu unterscheiden.

Brauen war Frauensache

Im Produktionsgebäude, das gleich neben dem Gasthaus liegt, erhalte ich einen Crashkurs in Braukunst. Stephanie zeigt, wie sie Malzschrot mit Wasser in die Maisch- und Würzpfanne gibt – eine harte Arbeit. Die schweren Malzsäcke zu schultern, sei anfänglich schwierig gewesen. Inzwischen habe sie davon «viele Muckis» bekommen. Im Läuterbottich wird der Treber ausgesiebt. Die Flüssigkeit kommt zurück in die Würzpfanne, dort wird Hopfen dazugegeben, der teuerste der verwendeten Rohstoffe. Es brauche jedoch nur wenig davon, rund ein Kilogramm auf 300 Kilogramm Malz. Daraus würden sechzehn Hektoliter Bier hergestellt. Vom finalen Geschmack ist die Mischung aber noch weit entfernt. Sie schmeckt jetzt süss wie Zuckerwasser. Als nächster Schritt wird im «Whirlpool» der grösste Teil des Hopfens herausgewirbelt. Mit der beige-



Schwarzmüller.

Die Aktionäre erhalten die Dividende in Flaschenform.

schon vor der Gärung den Alkoholgehalt bestimmen, erklärt Stephanie.

Um die imposanten Gärtanks zu besichtigen, steigen wir in den Keller hinab. Die Hefe entzieht dem Gebräu den Zucker und macht daraus Kohlensäure und Alkohol. Nach einer Woche kommt der Inhalt in Lagertanks, wo er nachgärt. Mit dem Filtriergerät wird die Hefe herausgefischt, allerdings nur beim Hellen. So bleibe das Bier länger haltbar («Lager»!).

Bierbrauen, eine Männersache? Stephanie winkt ab. «Frauen können diesen Job hervorragend machen, sie dürfen einfach nicht zurückschrecken vor körperlicher Arbeit.» Sie müssten in Kauf nehmen, von oben bis unten mit Bier vollgespritzt zu werden, und dürften sich nicht zu schade sein, in die Tanks zu kriechen, um diese von innen zu reinigen. Das Brauen sei ein handwerklicher und ein künstlerischer Beruf. Auch ein historisches Argument findet sie: Bevor die Mönche im Mittelalter die Braukunst professionalisiert hätten, sei diese jahrhundertlang von Frauen ausgeübt worden. Sie finde es «ein bisschen traurig, dass die Schweizer recht wenig Bier trinken», gesteht Stephanie gegen Schluss unserer Tour. Immerhin lobt sie die heimischen Bierliebhaberinnen: «Sie probieren gerne etwas Neues aus.» Mit der letzten Frage hätte ich es beinahe verscherzt mit der feschen Bayerin. Was sie von alkoholfreiem Bier halte? «Nichts», funkelt sie mich an. Alkohol sei doch der Geschmacksträger. «Er gehört einfach ins Bier.» Punkt. Prost. ○

Eschers Luftballon

Von Christoph Mörgeli

Ob die FDP in zweihundert Jahren die Aufschrift «Elisabeth Kopp» zu Wahlzwecken in den Himmel schickt? Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, dass die FDP im aktuellen Wahljahr auf einem Heissluftballon mit dem Namen von Alfred Escher wirbt. Wir wissen auch, dass die FDP seinerzeit Elisabeth Kopp wie Kaltluft behandelt und wie einen zentnerschweren Sandsack über Bord geworfen hat. Was vielleicht vergessen ging, ist die Art, wie die FDP ehemals mit ihrem heutigen Idol Alfred Escher umgesprungen ist.

Der Begründer von Credit Suisse, ETH, Gotthardbahn, ja der modernen Schweiz wurde von seinen freisinnigen Parteikollegen schmählich abseviert. Der freisinnige Bundesrat, das freisinnige Parlament und die freisinnigen Parteistrategen stiessen ihn ins politische Abseits. Unter Schimpf und Schande erzwangen sie 1877/78 Alfred Eschers Rücktritt vom Präsidium der Kreditanstalt und der Gotthardbahn. Zur Feier des Tunneldurchstichs wurde er nicht einmal eingeladen – und sein Name nie erwähnt. Eschers Biograf Joseph Jung sagt es so: «Gerade das eigene freisinnige Lager hatte ihn fallengelassen.» Besonders an der Person von Bundesrat Emil Welti habe sich gezeigt, dass der «Sturz Alfred Eschers nicht zuletzt auf das Konto seiner langjährigen politischen Freunde ging».

Umso bemerkenswerter, wenn die FDP 2019 ausgerechnet mit dem zweihundertjährigen Alfred Escher in den Wahlkampf zieht. Petra Gössi will in einem leichtgewichtigen Ballon mit dem Schwergewicht Alfred Escher abheben. Derweil gibt sich die NZZ ehr- und redlich Mühe, dass niemandem in den Sinn kommt, Christoph Blocher mit Alfred Escher zu vergleichen. Denn FDP-Koryphäen wie Christian Wasserfallen, Pierre Maudet oder Doris Fiala haben nach freisinniger Lesart offenbar viel mehr gemeinsam mit Escher. Die Frage ist nur: mit welchem Escher? Mit dem erfolgreichen Unternehmer? Dem Wirtschaftsliberalen? Dem unbeugsamen Verfechter der Schweizer Unabhängigkeit? Dem kompromisslosen Befürworter der Neutralität?

Würde Alfred Escher heute leben – schrieb Felix E. Müller als ehemaliger Chefredaktor in der NZZ am Sonntag –, «hätte sich Christoph Blocher längst an ihm als Vertreter der Classe politique abgearbeitet». Es könnte natürlich auch Felix E. Müller sein, der sich über die wohlverdiente Pension hinaus noch immer an Christoph Blocher abarbeitet.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Solarstrom endlich ohne Subventionen

Von Peter Bodenmann — Die EnBW verkauft an ihre Kunden im Jahr so viel Strom wie alle Deutschschweizer Stromverteiler zusammen.



Die EnBW baut jetzt grosse, rentable Solarparks ohne Subventionen. Wann erwacht die Schweizer Politik?

Die Deutschen haben die Solarenergie praktisch im Alleingang konkurrenzfähig gemacht. Das kostet die Stromkonsumenten bis heute 70 Milliarden Euro. Ist das viel, oder ist das wenig? Es ist, bezogen auf das deutsche BIP, ökonomisch nicht mehr als ein Vogelschiss. In Deutschland leben zehnmal mehr Menschen als in der Schweiz. Wir geben – richtig umgerechnet – für unsere Bauern pro Jahr direkt und indirekt gleich viel aus wie die Deutschen bisher gesamthaft für die Solarenergie. Der Unterschied: Unsere Bauern werden nicht konkurrenzfähiger.

Die EnAlpin ist Eigentümerin jener Kraftwerke, die Martin Ebner und Christoph Blocher beim Filetieren des Alusuisse-Konzerns gewinnbringend verkauft haben. Die EnAlpin ist eine Tochter der staatlichen EnBW, bei der das Land Baden-Württemberg und seine Gemeinden das Sagen haben. Die EnBW baut jetzt in der Nähe von Berlin ein subventionsfreies Solarkraftwerk, das genügend Strom für 50 000 Haushalte – und dies zu einem Preis von weniger als 5 Rappen pro Kilowattstunde – produzieren wird.

Der Technikchef der EnBW, der bodenständige Hans-Josef Zimmer, dazu: «Wir sind überzeugt, dass sich erste grosse Solarparks in absehbarer Zeit wirtschaftlich betreiben lassen – ohne Subventionen.»

Der solare Kapitalismus bläst den fossilen Kapitalismus samt Atomkraftwerken weg. So fordern Nestlé, Carrefour und Co. Mercedes

und Co. auf, endlich elektrisch angetriebene schwere Brummer auf den Markt zu bringen.

Die Schweiz hat bezüglich solarem Kapitalismus alle Trümpfe in der Hand.

Trumpf 1: Grosse bifaziale Solaranlagen produzieren in den Alpen 50 Prozent mehr Strom als EnBW-Anlagen 50 Kilometer nördlich von Berlin. Der noch grössere Vorteil: Mehr als die Hälfte des so produzierten Stroms fällt im Winter an.

Trumpf 2: Die Schweiz hat heute zu viele Pumpspeicherwerke, die morgen den Ausgleich zwischen Tages- und Nachtstrom sicherstellen können – umgekehrt als ursprünglich geplant. Zusätzlich können wir 12 Milliarden Kilowattstunden in unseren Speicherseen speichern. Flutterstrom und Dunkelflauten sind ein Segen.

Trumpf 3: Die Jugend beginnt sich für den Klimaschutz zu interessieren. Zehntausende gehen auf die Strasse. Früher oder später werden sie begreifen, dass der schnelle ökologische Umbau für reiche Länder wie die Schweiz ein rentabler Sonntagsspaziergang ist.

Der Bund leidet unter der lächerlichen Energiestrategie 2050. Die Gletscher-Initiative will erst 2050 eine Schweiz, die kein Gas, Benzin und Heizöl mehr verbrennt. Die Jugend will das bereits 2030 schaffen. Zu Recht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Muss, muss, muss, muss, muss

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten sagen allen andern unablässig, was sie tun müssen. Ist es Arroganz oder was?

Nehmen wir den Post-Präsidenten Urs Schwaller zum Beispiel. Was muss er tun? Die *Aargauer Zeitung* sagt es ihm: «Schwaller muss liefern.»

Und was muss CS-Chef Tidjane Thiam tun? Das Schweizer Radio sagt es ihm: «Thiam muss liefern.»

Und wie steht es mit Wladimir Putin? Die *NZZ* sagt es ihm: «Putin muss liefern.»

Alle müssen. Es gehört zu den skurrilsten Eigenheiten der heutigen Journalisten, dass sie allen andern dauernd sagen, was sie tun müssen. Die Journalisten feuern vor allem gegenüber Politikern permanente Muss-Salven ab – was sie liefern müssen, wie sie handeln müssen und wo und wann sie eingreifen müssen.

Als hübsches Beispiel können wir etwa die Präsidenten der vier Bundesratsparteien nehmen. Ihnen sagen die Journalisten besonders gern, was sie tun müssen.

SP-Präsident Christian Levrat etwa «muss kitzeln», weil sonst die Linke zerfällt (*Sonntagsblick*). SVP-Präsident Albert Rösti «muss fittrimmen», weil er sonst die nächsten Wahlen verliert (*St. Galler Tagblatt*). CVP-Präsident Gerhard Pfister «muss sich konzentrieren», weil er sonst untergeht (*NZZ am Sonntag*). Und FDP-Präsidentin Petra Gössi «muss durchgreifen», weil Parteimitglieder sonst nicht spüren (*Basler Zeitung*).

Der Trend zum Muss-Journalismus ist stark steigend. Wir könnten es als vorübergehende Marotte abtun, aber es ist mehr als das. Es spiegelt sich darin der heutige Wandel des journalistischen Berufsbilds.

In ihrer Tradition beschrieben Zeitungen die Welt, und zwar einigermaßen so, wie sie ist. Dann stürzte, ausgelöst von der Informationsflut des Internets, die Medienkrise über die Zeitungen herein, und ihre Auflagen brachen zusammen. Als Ausweg aus der Krise verständigten sich die Redaktionen darauf, künftig die Welt nicht mehr so zu beschreiben, wie sie ist, sondern so, wie sie sein sollte. Sie begannen darum zunehmend, die Welt hintergründig zu deuten, zu interpretieren und sie in Gut und Böse einzuteilen. Damit glaubten sie, einen Wettbewerbsvorteil gegen die schnellen und faktischen Online-News gefunden zu haben.

Man schreibt nicht, was ist. Man schreibt, was muss.

Es erklärt die epidemische Ausbreitung des Muss-Journalismus. Seine besserwisserische Grundhaltung hat sich auf den meisten Redaktionen inzwischen fast irreversibel verfestigt, nicht nur im Print. Als etwa die neue Radio- und TV-Direktorin Nathalie Wappler ankündigte, solchen Meinungsjournalismus könne man sich bei SRF in Zukunft schenken, löste sie bei den öffentlichen Journalisten prompt eine Protestwelle aus.



«Putin muss liefern.»

Amüsant an der Belehrungspublizistik ist, dass sie keine Schamgrenzen nach unten kennt. Auch die Journalisten der kleinsten Käseblätter fühlen sich berufen, den Grossen dieser Welt zu sagen, was sie gefälligst tun müssen. Das geht vom Bundesrat über ausländische Staatschefs bis zu noch höheren Instanzen.

Der *Berner Oberländer* weiss dann genau, was es nun braucht: «Die Regierung muss handeln.» Der *Zürcher Unterländer* weiss dann genau, was der Bundesrat tun muss: «Der Bundesrat muss handeln.» Der *Walliser Bote* weiss dann genau, was Angela Merkel tun muss: «Die Kanzlerin muss liefern.» Und der *Rheintaler* weiss dann genau, was Europa tun muss: «Europa muss China in die Schranken weisen.»

Regierung, Bundesrat, Kanzlerin und Europa – ich glaube, sie alle sind gut beraten, mehr auf die Journalisten des *Berner Oberländers*, des *Zürcher Unterländers*, des *Walliser Boten* und des *Rheintalers* zu hören.

Irgendjemand muss ihnen schliesslich sagen, was sie endlich tun müssen.

Offenbarungseid

Von Henryk M. Broder — Verschmelzung der Parteien.

Die beiden einst grossen deutschen Volksparteien haben beschlossen, ihrem Niedergang zu trotzen. Die CDU pendelt um die 30 Prozent herum, die SPD kommt auf 15 Prozent. Würden in diesen Tagen Neuwahlen stattfinden, hätte die grosse Koalition keine Mehrheit. Deswegen will sich die SPD als Partei der kleinen Leute neu erfinden und ihr «soziales Profil» stärken, derweil die CDU sich wieder «ehrlich machen» möchte.



Der SPD-Vorstand hat auf seiner «Jahresauftaktklausur» ein neues Programm für einen reformierten Sozialstaat vorgestellt, dessen Eckpunkte «Solidarität, Zusammenhalt, Menschlichkeit» lauten. Die CDU will die Flüchtlingspolitik «auf den Prüfstand» stellen. Über hundert «Experten», überwiegend Juristen und Politologen, wurden zu einer «Werkstattgespräch» genannten Konferenz in die Berliner Zentrale der Union eingeladen, alle «handverlesen», wie die neue Parteivorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer in ihrer Begrüssungsrede betonte.

Wer wissen möchte, wie desperat die CDU ist und wie die Partei versucht, die Last der Verantwortung loszuwerden, kann sich das 2 Stunden und 33 Minuten lange Palaver auf Youtube ansehen. Es reichen aber auch die ersten acht Minuten, während deren Kramp-Karrenbauer erklärt, worum es bei dieser Konferenz geht: «Wir müssen die Frage beantworten: Was ist 2015 passiert, wie konnte es zu der Situation im September kommen, was haben wir seit damals eigentlich gelernt und verändert, und würde das ausreichen, um so etwas wie 2015 auch in der Zukunft zu verhindern? Denn das ist das erklärte Ziel, das wir alle miteinander haben.» Man wolle «offen miteinander diskutieren», nicht nur «als Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten hier unter uns, sondern gemeinsam mit Freunden und Freundinnen der CSU...».

Es war mehr als ein freudscher Versprecher. Es war ein Offenbarungseid. So wie AKK für die CDU spricht, so könnte sie auch für die SPD sprechen. Die Schnittmenge zwischen beiden Parteien würde für eine Verschmelzung reichen. Kämen noch die Grünen dazu, gäbe es eine solide Mehrheit im Bundestag. Eine grüne christlich-sozialdemokratische Union ist keine utopische Idee. Sie wäre der nächste Schritt beim Übergang von einer parlamentarischen zu einer Volksdemokratie.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Erbarmen haben mit Rechtsdenkenden, wenn man Artikel liest, die so masslos gegen diese sind? Warum gibt es nicht ebenso viele Anschuldigungen gegen die Linksextremen? *Susana Kessler, Speicher*

Die Antwort auf Ihre Frage ist einfach: Es gibt schlicht viel mehr Journalisten, die sich selbst als links einstufen. Gemäss Branchenumfragen sind die politischen Vorlieben unter den Journalisten umgekehrt proportional zur Gesamtwählerschaft. Das heisst: Die SVP als grösste Schweizer Partei hat in der schreibenden Zunft am wenigsten Anhänger. Erbarmen dürfen Sie immer haben, das ist ein edles Gefühl. Aber Wehleidigkeit wäre fehl am Platz. Kämpfen Sie unerschrocken für das, was Sie für richtig und recht(s) halten.

Philipp Gut

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«In allen Bereichen leisten Kosovaren einen wertvollen Beitrag zur hohen Lebensqualität in der Schweiz» *Qëndresa Sadriu*

Gefährlichere Ignoranz

Nr. 6 – «Kosovos feuchter Traum»; Michael Bahnerth über Rapperin Loredana

Mit grossem Erstaunen und Enttäuschung habe ich den Artikel gelesen. Sie adressieren darin die simple Sprache der Albaner, und gleichzeitig ist die im Artikel verwendete Sprache billig und stark beleidigend. Sie schreiben über die Ignoranz der albanischen «Streamer». Ich stimme Ihnen in dem Kontext sogar zu, aber die gesamte albanische Bevölkerung in den gleichen Topf zu werfen, zeugt von einer viel grösseren und gefährlicheren Ignoranz seitens des Autors. *Julinda Gllavata, per Mail*

Der Autor schreibt über zwei Rapper, die mit ihrer Musik berühmt und reich wurden. Würde er lediglich deren Musik oder deren Weg zur Berühmtheit analysieren und kritisieren, wäre das kein Problem. Doch der Autor erhebt die zwei Musiker mit kosovarischen Wurzeln zum Sinnbild für alle Personen mit demselben Migrationshintergrund. Der Text ist respektlos, xenophob und voller Vorurteile gegenüber Albanern. So kommt er zur Aussage, dass man die zwei Rapper an «jenen ewig Unterschichtigen misst, die zu fünft in einem schwarzen Mercedes durch die Gegend fahren, flache Hinterköpfe haben und Sätze sagen, die so simpel sind wie eine Glatze». Oder er schreibt von einem «Weckruf für die Bescheuerten ihrer Landsleute [...] mal aufzuhören mit diesem Auto-Kohle-Knarre-Köter-Kack-Ding.»

Dieses Bild, das der Autor von uns hat, macht mich wütend. Würde er sich mit Kosovaren in der Schweiz ernsthaft befassen, würde er schnell merken, dass sein Klischeebild kaum etwas mit der Realität zu tun hat. Man muss nur im Sportschauen, mit Grössen wie Xherdan Shaqiri oder Granit Xhaka, in der Politik in verschiedenen Gemeinden und Parteien, in der Musik mit Musikerinnen wie Rita Ora oder Dua Lipa, in der Medizin mit Herzspezialist Omer Dzemali im Triemlispital, im Journalismus mit Enver Robelli vom *Tages-Anzeiger*, in den Schulen oder Universitäten und, und, und. In allen Bereichen leisten Kosovaren einen wertvollen Beitrag zur hohen Lebensqualität in der Schweiz, den wir alle geniessen.

Qëndresa Sadriu,
Gemeindepräsidentin Opfikon (SP)

Was wohl hat die *Weltwoche*-Redaktion bewogen, dem sinn- und geistlosen «Gerappe» von zwei jungen Menschen auf knapp zwei Seiten im vordersten Fünftel des Heftes eine derart prominente Plattform zu bieten? Haben wir



Im gleichen Topf: Rapperin Loredana.

nicht wichtigere, für die Schweiz existenzielle Themen, die gründlich zu erklären sich mehr denn je aufdrängt? *Karl Bischofberger, Küsnacht*

Wie eine Escort-Dame

Nr. 6 – «Privatbankier auf Abwegen»; Thomas Matter über Yves Mirabaud

Die sogenannte Schweizer Wirtschaft verhält sich wie eine Escort-Dame: Für einen kurzfristigen finanziellen Vorteil – also Geld und Wohlstand – ist sie bereit, Werte, Privilegien, Sonderstellung und Ansehen über den Haufen zu werfen, sich selbst zu verraten und sich langfristig zu schaden. Geld hat schon manchen Charakter verdorben! Ich weiss, neue bilaterale Abkommen in Europa und im Rest der Welt zu verhandeln, ist anstrengend, aber zumindest ehrenhaft und mittelfristig bestimmt viel erfolgreicher – denn ausserhalb von Europa liegt unsere Zukunft. *Sven C. Zehnder, Küsnacht*

Indoktrination der Klima-Apostel

Nr. 6 – «Kindersoldaten der Linken»; Alex Baur über Schülerproteste für das Klima

Offenbar ist Klimaschutz für Sie ein ausschliesslich linkes Anliegen. Und die Überfremdungskeule ein ausschliesslich rechtes Thema. Nur stellt, global gesehen, die Klimaerwärmung die Menschheit vor deutlich grössere Probleme als eine heraufbeschworene Überfremdung im eigenen kleinen Land, des-

sen rechter Teil mit der Globalisierung seine Mühe hat. Die Völkerwanderung lässt sich zwar politisch ausschalten, wiegt aber bedeutend geringer als die Kosten, welche uns die Klimaerwärmung noch aufbürden wird: verdurstete Kühe auf ausgetrockneten Alpen, Wassertransporte mit Helikoptern, fast leere Stauseen bei Sommerdürre, bald fehlende Gletscher, immense Bergstürze wegen fehlenden Permafrosts und so weiter. Was hat die SVP für Lösungen gegen die Klimaerwärmung anzubieten? Meiner Meinung nach nichts ausser heisser Luft: pfft... *Hans Peter Baur, Niederurnen*

Die orchestrierten Schülerdemos zeigen uns mit aller Deutlichkeit die Gefahr der andauernden Indoktrination seitens der Klima-Apostel und das, was mit der Wahrheit passiert, wenn Unwahrheit ohne Gegenwehr sich durchsetzt. *Heinrich Vettiger, Wetzikon*

Halbe Wahrheit

Nr. 6 – «Der wahre Zwingli»;
Christoph Mörgeli über den Reformator

Darf man im Kino einen Film über Ulrich Zwingli vorführen, ohne das Wesentliche, meist Negative der Reformation anzusprechen? Mitte 1524, als der radikale Wechsel in Zürich eingeläutet wurde, sammelte man alle Kelche, Monstranzen und Sonstiges, schmolz das unersetzliche Kulturgut ein und verarbeitete es zu Münzen, sogenannten Kelchtalern. Beim Sacco di Roma von 1527 wurde fast die ganze Schweizergarde niedergemacht. Das Radikale der Reformation kommt in diesem Film zu kurz. *Roman Bont, Oberglatt*

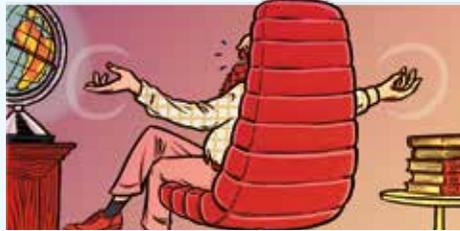
Der Film «Zwingli» hat unbestrittenermassen Schwächen, aber den Hauptdarsteller als «weichgespült» und den Film als «Reverenz an die GSoA» zu bezeichnen, ist Unsinn. Selbst der Fraumünsterpfarrer attestiert dem Film historische Authentizität. Zwingli hat sich wiederholt im Grundsatz gegen den Krieg ausgesprochen, ohne Pazifist im heutigen Sinne zu sein. Er wettet aber gegen die Pensionäre, die sich an fremden Kriegen bereichern, und wäre der Erste gewesen, der Waffenexporte bekämpft hätte. Mörgeli missbraucht seine Filmkritik dazu, Zwingli für seine rechtskonservative Ideologie einzuspannen.

*Thomas Brunnschweiler,
Mitherausgeber der Zwingli-Schriften (1995)*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Früher galt es als Schweizer Tugend, dass auch Reiche sich bescheiden gaben. Protzig aufzutreten, galt als verpönt. Diese Tugend scheint verlorengegangen zu sein. Ist das ein Anzeichen von Dekadenz? Oder ist es im Gegenteil ehrlich: Weshalb soll man seinen Reichtum verstecken? *Herbert F., Thalwil*

Es gibt Leute, die, sobald sie reich sind, zu protzen beginnen und ihren Reichtum zur Schau stellen und damit prahlen. Aber es gibt auch andere Leute, die reich sind und bescheiden bleiben und nicht damit protzen. Vor allem Leute, die den Reichtum erwirtschaftet haben oder die mit dem ererbten Reichtum etwas gemacht haben, geben sich oft äusserst bescheiden. Im an sich rohstoffarmen Land Schweiz reich zu werden, ist wesentlich schwieriger als zum Beispiel in reichen Rohstoffländern. Darum ist es eine schweizerische Tradition, mit dem Reichtum nicht zu prahlen.

Auf der Welt gibt es Länder, in denen man den Reichtum viel mehr zur Schau stellt, so etwa zum Teil in Amerika oder auch im

Mittleren und Fernen Osten. Andere Länder – andere Sitten.

Im Wissen darum, dass Reichtum nicht nur ein eigenes Verdienst ist und erfahrungsgemäss auch schnell wieder verschwinden kann, bin ich für die bescheidener Variante. Aber es stört mich auch nicht, wenn es jemand für nötig erachtet, den Reichtum zur Schau zu stellen. Ich begegne diesen Menschen mit einem Lächeln und nicht mit Neid.

Ich glaube aber auch, dass es nicht nötig ist, den Reichtum zu verstecken. Heuchle-

«Es fragt sich immer, woher der Reichtum kommt und was der Reiche damit anstellt.»

risches ist auch hier abzulehnen. Es fragt sich doch immer noch, woher der Reichtum kommt und was der Reiche damit anstellt.

Oft handelt es sich bei Protzern – und das ist wirklich ein Zeichen von Dekadenz – um unsichere Leute. Sie versuchen, andere Menschen, die weniger haben als sie, zu blenden oder einzuschüchtern. Schade, denn die Reichen könnten damit viel mehr Positives machen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin
Leistungsprüferin Erwerbsunfähigkeit
zum selbstbestimmten Leben



«Wir brauchen die Schlaunen»

Akademikerkinder verbauten ihren gescheiterten Klassenkameraden häufig den Weg ins Gymnasium, sagt Elsbeth Stern. Die ETH-Professorin über Maturaquoten, unfähige Eltern und die Intelligenz von Frauen und Männern. *Von Katharina Fontana und Paolo Dutto (Bild)*

In diesen Wochen fällt für viele Kinder der Entscheid, ob sie ins Gymnasium kommen oder nicht. Kürzlich hat der Schweizer Wissenschaftsrat mit einer Studie aufgeschreckt, dass das Schweizer Schulsystem unsozial sei und Chancengerechtigkeit eine Utopie bleibe. Was ist davon zu halten? Darüber sprechen wir mit Elsbeth Stern. Die 61-jährige renommierte Psychologin hat seit 2006 den Lehrstuhl für empirische Lehr- und Lernforschung an der ETH Zürich inne und leitet das Institut für Verhaltensforschung.

Frau Stern, laut Schweizer Wissenschaftsrat ist es die soziale Herkunft, die massgeblich darüber entscheidet, wer es ins Gymnasium schafft. Stimmen Sie dem zu?

Ja, ein Kind aus einer Akademikerfamilie hat auch bei nicht sehr ausgeprägter Intelligenz gute Chancen, ins Gymnasium zu kommen, während ein intelligenteres Kind aus einer anderen Familie öfters das Nachsehen hat. Das ist nicht nur ungerecht, sondern schafft auch Probleme. Es ist nicht gut für eine Gesellschaft, wenn sie die Intelligenz und die Denkfähigkeit nicht ausnützt. Das führt dazu, dass man auf zahlreichen verantwortungsvollen Posten Leute hat, die von ihren geistigen Fähigkeiten her nicht dafür gemacht sind.

Warum ist es für Akademikerkinder einfacher, ins Gymnasium zu kommen, selbst wenn sie nicht so intelligent sind? Wieso sind sie beim Übertritt privilegiert?

Für sehr viele Akademikereltern ist die Vorstellung schwer erträglich, dass ihr Kind nicht auf das Gymnasium geht. Sobald sich in der Primarschule zeigt, dass beim Lernen nicht alles glatt läuft, suchen sie nach Unterstützungsmassnahmen. Ich kenne Mütter, die sich im Beruf beurlauben liessen, als die Vorbereitung auf den Übergang anstand. Es gibt zwar einen Zusammenhang zwischen Intelligenz und Schulleistung, aber bei einer mittleren Intelligenz gibt es noch genügend Spielraum für eine kurzfristige Leistungssteigerung.

Während Zürich und Ostschweizer Kantone auf eine Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium setzen, zählen in Kantonen wie Bern die Noten. Welches System ist besser, damit die «richtigen» Kinder den Sprung schaffen?

Die ideale Lösung gibt es nicht. In Kantonen mit Aufnahmeprüfung kann ein Kind,

das eigentlich ins Gymnasium gehörte, einen schlechten Tag erwischen und die Prüfung verbocken. Dass Eltern sich gezwungen sehen, ihre Kinder in privat betriebene Lernstudios zur Prüfungsvorbereitung zu schicken, ist zudem ein Unding. Ich habe mir mal die Mathe-Aufgaben angesehen, die den Schülern in Zürich bei der Aufnahmeprüfung vorgelegt werden. Dieser Test hat es wirklich in sich. Selbst Schüler, die im Unterricht zu den Besten zählen, kommen dort an ihre Grenzen



«Es hängt nicht am Geldbeutel»: Elsbeth Stern.

und machen Fehler. Ob der Test wirklich ein Korrektiv für die Notengebung ist, müsste man sich sehr genau anschauen.

Wäre es besser, auf solche Tests zu verzichten und allein auf die Noten abzustellen, wie dies die Mehrheit der Kantone tut?

Wenn der Primarschulunterricht gut ist und die Kinder dort wirklich auf hohem Niveau schreiben, lesen und rechnen lernen, dann sollten die Noten die Intelligenz gut abbilden. Doch in der Praxis hat auch dieses System Nachteile. So werden die Lehrer angehalten, nur 20 Prozent der Kinder fürs Gymnasium zu empfehlen. Das heisst, die Noten werden so gegeben, dass gerade 20 Prozent den erforderlichen Durchschnitt erreichen – wenn man in einer tollen Klasse ist, hat man also schlechtere Chancen auf den Übertritt ins Gymnasium als in einer schwachen Klasse. Es kommt

hinzu, dass sich die Primarschule zunehmend auf Unterstützung durch das Elternhaus verlässt, indem von den Schülern beispielsweise Powerpoint-Präsentationen verlangt werden oder man sie mit Wochenplänen nach Hause schickt. Mit solchen Ansätzen kann es der Primarschule nicht gelingen, Kinder aus niedrigen sozialen Schichten dazu zu bringen, ihr volles Potenzial zu zeigen.

In der Primarschule gibt es aber sehr viele Fördermassnahmen für Kinder, die aus benachteiligten Familien stammen.

Diese Angebote sind in erster Linie auf Schüler mit eigentlichen Lernschwierigkeiten ausgerichtet. Doch für jene Kinder, die eigentlich ins Gymnasium gehörten, aber ihre Intelligenz aufgrund der familiären Verhältnisse nicht so gut in Schulleistungen umsetzen können, tut man nicht viel. Diese Kinder fallen nicht auf, die gehen ohne Murren auf die Sekundarschule und machen eine solide Berufsbildung. Mir wird oft gesagt: «Es ist doch schön, wenn wir intelligente Handwerker haben.» Ja, sicher, aber wenn wir als Folge davon weniger intelligente Ärzte, Lehrer und Juristen haben, ist das nicht gut. Wir brauchen die Schlaunen

Sie haben es angesprochen: In der Schweiz möchte man, dass nur 20 Prozent der Schüler aufs Gymnasium gehen. Halten Sie das für angemessen?

Ja, es gibt hier viele gute Alternativen. Eine höhere Quote braucht es nicht – nur sollten möglichst die richtigen 20 Prozent ins Gymnasium. Doch heute ist es so, dass die nicht so schlaunen Akademikerkinder ihre schlauereren Klassenkameraden blockieren.

Wie gross ist der Anteil der Gymnasiasten, die nicht ins Gymnasium gehören?

Mindestens 30 Prozent der Schüler bringen nicht die nötige Intelligenz mit – und das ist eine vorsichtige Annahme.

Und die stammen aus Akademikerfamilien?

Die Studie, auf die sich der Wissenschaftsrat stützt, zeigt, dass Kinder aus sozial benachteiligten Familien bei vergleichbarer Leseleistung weniger häufig aufs Gymnasium kommen als Akademikerkinder. Ich würde sagen: Wenn ein solches Kind genauso gut lesen kann wie eines aus einer Akademikerfamilie, ist es wahrscheinlich sogar intelligenter.

Sie kommen aus einer Bauernfamilie in Nordhessen und sind heute ETH-Professorin. Spielte die soziale Herkunft früher eine geringere Rolle beim Übertritt?



«Intelligenz steuert ja auch die Interessen.»

In meiner Generation war es noch so, dass die Lehrer die begabten Kinder ermutigten, aufs Gymnasium zu gehen. Die Maturaquote lag ja früher tiefer, und man wusste, dass man mehr Akademiker brauchte. Doch das ist vorbei. Heute sind manche Lehrer so damit beschäftigt, den Ansturm abzubremesen, dass ihnen Zeit und Kraft fehlen, bildungsferne Eltern davon zu überzeugen, ihr Kind auf das Gymnasium zu schicken. Wenn die ehrgeizigen Eltern ständig die Klassenarbeiten durchschauen oder bei jedem Test das Kind so weit trimmen, dass es mit dem Übertritt vielleicht doch klappen könnte, gibt man als Lehrer irgendwann auf und denkt sich: «Das Leben wird es dann schon richten.» Und das tut es ja häufig auch. Viele der Kinder, die von zu Hause aus ins Gymnasium gedrängt werden, sind dort fehl am Platz. Zwar kann man auch mit weniger Intelligenz die Matura bestehen und auch die ersten Jahre an der Uni überleben – insbesondere wenn es wie in vielen geisteswissenschaftlichen Studiengängen keine Leistungskontrollen gibt –, aber irgendwann zeigt es sich. Ich kenne Psychotherapeuten, die sich auf die Behandlung von Leuten spezialisiert haben, die vom Elternhaus auf falsche Bildungswege gezwungen wurden.

Der Wissenschaftsrat schlägt vor, den Zeitpunkt der Selektion bis zur neunten Klasse hinauszuschieben. Bis dahin sollen alle zusammenbleiben, das fördere die Chancengerechtigkeit.

Das kann nur gelingen, wenn man den intelligenten Kindern in der Zeit anspruchsvolle Lerngelegenheiten bietet.

Für Kinder, die in den ersten sechs Schuljahren schon unterfordert waren, ist es schlimm, wenn sie sich noch zwei Jahre länger langweilen müssen. Wenn man diesen Weg geht, müsste man sicherstellen, dass die Unterrichtsangebote der Begabung entsprechen. Für die Sekundarschule ist es derzeit sehr schwer, wirklich gute Mathematik- und Naturwissenschaftslehrer zu finden. Wenn die Kinder keinen anspruchsvollen Unterricht erhalten, verlieren sie an Potenzial. Sie haben dann zwei Jahre verschenkt, die sie für die Vorbereitung auf ein Universitätsstudium hätten nutzen sollen.

Haben Akademikerkinder a priori einen Startvorteil, weil sie in einem inspirierenden Umfeld aufwachsen?

Nein. Man tut häufig so, als ob bei Akademikern immer alles bestens wäre, während es in einem nichtakademischen Haushalt nur dumpf zugehe. Das ist absurd. Es hängt ja nicht am Geldbeutel, Bücher können sich alle ausleihen und ihren Kindern vorlesen. Zudem sehe ich oft ambitionierte Eltern, die ihre Kinder zu Sachen zwingen, die sicher nichts zu deren Intelligenz beitragen.

Zum Beispiel?

Wenn man Kindern ein volles Programm mit Musikstunden, Ballettunterricht und vielleicht noch Frühenglisch zumutet. Das ist es grade nicht, was die Intelligenz fördert. Kinder entwickeln sich vor allem dann, wenn sie Zeit haben, die Welt zu entdecken und ihren eigenen Interessen nachzugehen. Und die Sprache fördert man auch bei Babys am besten, indem man ihnen die Namen der Alltagsgegenstände nennt – und nicht mit dem Vorlesen von Einsteins Theorien.

Viele Eltern sind stark mit dem Handy beschäftigt – etwa im Tram: Anstatt ihre Aufmerksamkeit dem Kind zu schenken, schauen Mutter oder Vater aufs Handy.

Hier sehe ich eine grosse Gefahr. Kinder lernen Sprache vor allem durch interaktives Zuhören. Wenn man mit ihnen im Tram fährt, sollte man die Zeit nutzen, schauen, wo sie hinschauen, und ihnen die Sachen erklären: «Hier ist die Schlaufe zum Festhalten, dort ist der Halteknopf.» Dieses handlungsbegleitende Sprechen ist für Kinder wichtig. Ich finde es erstaunlich, dass Eltern sich beim Einkaufen, im

«Mindestens 30 Prozent der Gymnasiasten bringen nicht die nötige Intelligenz mit.»

Tram oder in anderen Alltagssituationen nicht um das Kind kümmern, es nicht anschauen, nicht mit ihm sprechen, sondern auf das Handy starren. Das trägt nicht zur Intelligenzentwicklung bei, im Gegenteil.

Wann im Leben ist man am intelligentesten?

Zwischen achtzehn und achtzig Jahren. Mit achtzehn haben die meisten Menschen ihr individuelles Intelligenzniveau erreicht, und wenn die Gehirnfunktionen nicht durch Krankheiten und Verletzungen beeinträchtigt werden, kann man dieses bis etwa achtzig halten – wobei sich auch diese Grenze langsam ausdehnt.

Viele Gymnasiasten zeigen gute Leistungen in sprachlichen Fächern, in Mathematik sind sie dagegen eine Null. Woran liegt das? »»

Jetzt herunterladen! Weltwoche-App

Schnellerer Download,
bessere Grafik, mehr Bilder.
Die andere Sicht, ab sofort
noch mobiler und überall
verfügbar.



Mit
Weltwoche daily

Holen Sie sich hier die neue App:



Man wäre nicht aufs Gymnasium gekommen, wenn man eine völlige Null in Mathematik wäre. Wenn man auf Algebra keine Lust hat, lässt das noch lange nicht auf ein Rechendefizit schliessen. Man macht es vielen Schülern und noch mehr den Schülerinnen zu einfach, sich von Mathematik und Naturwissenschaften zu verabschieden und zu sagen: «Ich bin eben sprachbegabt.» Wenn ich am Schweizer Bildungssystem etwas ändern dürfte, dann würde ich hier ansetzen.

Man kann also nicht einseitig intelligent sein?

Es ist nicht möglich, einen hohen IQ zu haben und nicht addieren zu können – das gibt es nicht. Aber man kann sich natürlich entscheiden, sich nicht mehr um Mathematik oder um Physik zu kümmern, weil man das Fach mühsam findet. Anders gesagt: Man kann eine schlechte Mathematiknote haben und trotzdem sehr intelligent sein. Man kann aber nicht sehr intelligent sein und in einem numerischen Mathematiktest, wo es beispielsweise um Zahlenreihen geht, schlecht abschneiden.

Was halten Sie von der Idee, für die Matura eine Mindestnote in Mathematik zu verlangen?

Da wäre ich absolut dafür.

Heute machen mehr Mädchen als Jungs die Matura. Warum?

Ich habe keine endgültige Erklärung, aber eine Hypothese. So wie man im Gymnasium den Mädchen zugesteht, dass sie Mathematik und Physik aufgeben, so gesteht man den Jungs in der Primarschule zu, dass sie nicht genügend lesen. Es wird fast schon als normal angesehen, dass Jungs sich nicht mit Büchern befassen – man ermutigt sie nicht ausreichend, ihre sprachlichen Fähigkeiten weiterzuentwickeln. Man lässt es zu sehr laufen, und das rächt sich dann, wenn es um den Übertritt geht.

Was sagt die Forschung zur Intelligenz von Frau und Mann?

Im mittleren Intelligenzbereich schneiden die beiden Geschlechter gleich ab. Im obersten und im untersten Bereich sind die Männer überrepräsentiert. Es gibt mehr hochbegabte Jungs als hochbegabte Mädchen, aber auch im absoluten Spitzenbereich findet man noch 30 Prozent Mädchen. Sind in einem Studiengang oder an einer Eliteuniversität weniger als 30 Prozent Frauen, sind andere Gründe als die Intelligenz dafür verantwortlich.

Was ist der Grund für die Geschlechtsunterschiede im Extrembereich?

Genau weiss man es noch nicht. Es könnte mit dem X-Chromosom zu tun haben, von denen Männer nur eines haben. Dort sitzen möglicherweise viele Gene, die die Intelligenzentwicklung beeinflussen. In Abhän-

gigkeit von der jeweiligen Genvariation kann sich das besonders negativ oder besonders positiv auswirken.

Damit sind wir bei der Kernfrage: Ist Intelligenz vererbbar?

Ja, Intelligenzunterschiede lassen sich mit genetischen Unterschieden erklären. Aber auch wenn Genvariationen das Intelligenzpotenzial eines Menschen bestimmen, kann sich Intelligenz nur in einer förderlichen Umwelt entwickeln. Zu Intelligenzunterschieden tragen sehr viele Genvariationen bei, die auf unterschiedlichen Chromosomen lokalisiert sind. Sehr intelligente Eltern geben nicht zwangsläufig alle «guten» Genvariationen an ihre Kinder weiter. Das zeigt der sogenannte Regressionseffekt zur Mitte: Die Wahrscheinlichkeit, dass sehr intelligente Eltern Kinder bekommen, die etwas weni-

«Im obersten und im untersten Intelligenzbereich sind die Männer überrepräsentiert.»

ger intelligent sind als sie selber, ist grösser als 50 Prozent. Eltern mit hohem IQ stellen also nicht zwangsläufig Kinder mit hohem IQ auf die Welt, und das Umgekehrte gilt auch.

Vor allem aus Amerika ist das Phänomen bekannt, dass Mitglieder der intellektuellen Elite immer mehr unter sich bleiben und sich einen Partner mit ähnlicher Ausbildung suchen. Muss man nicht annehmen, dass diese Gruppen mit der Zeit immer intelligenter werden?

Es ist schon wahrscheinlich, dass aus den Verbindungen Hochintelligenter im Laufe der Jahre weit überdurchschnittlich intelligente Kinder hervorgehen. Doch die Karten werden auch bei solchen Konstellationen von Generation zu Generation neu gemischt, bei der Entscheidung für einen Partner spielen noch viele andere Umstände mit hinein – es handelt sich ja glücklicherweise nicht um eine «Menschenzucht», wie man sie im Dritten Reich mit «Lebensborn» hatte.

Inwieweit spielt die Intelligenz eine Rolle in der Partnerschaft? Wird man glücklicher mit einem ähnlich intelligenten Partner?

Dafür sprechen einige Studien und auch der gesunde Menschenverstand. Intelligenz steuert ja auch die Interessen, und es kann nicht lange gutgehen, wenn der eine immer nur Disco-Ferien auf Mallorca machen möchte und es den anderen in Florentiner Museen zieht. Man darf in einer freien Gesellschaft wie unserer die Tendenz zur Selbstselektion nicht unterschätzen. Die Menschen wählen das, was zum eigenen IQ passt, sowohl beruflich wie privat. ○

Aufstand der Offiziere

Armeechef Philippe Rebord spricht sich überraschend für die Verschärfung des Waffenrechts aus. Hohe Untergebene gehen auf Distanz und stellen seine Führungseigenschaften in Frage.

Von Philipp Gut und Christoph Mörgele

Die knappe Mitteilung hatte es in sich: Die Schweizerische Offiziersgesellschaft (SOG) beschloss am 26. Januar einstimmig, die Verschärfung des Schengen-Waffenrechts abzulehnen. Und zwar föderalistisch abgestützt durch die Vertreter der 26 kantonalen Gesellschaften und die 14 Fachgesellschaften. Dort – und nicht unter dem nationalen Dach – sind die Schweizer Offiziere aller Grade organisiert. Die eindeutige Positionierung habe sich in einem längeren Prozess ergeben, betont SOG-Präsident Stefan Holenstein. Der Zürcher Generalstabsobers legt auch Wert auf die Feststellung, dass die kritische Haltung zum Waffenrecht den Sicherheitspolitischen Kommissionen beider Räte transparent dargelegt worden ist. Die Offiziersgesellschaft vertrete auch die Interessen des ausserdienstlichen Schiesswesens, und hier ergäben sich einige durchaus unerwünschte Verschärfungen. So brauche es beim Weiterverkauf von Sturmgewehren und Pistolen eine Ausnahmegewilligung, ebenso für jene Schützen, die nicht ihre persönliche Armeewaffe benützen. Ansonsten müssten sie nachweisen, dass sie regelmässig schießen oder Mitglied eines Schützenvereins sind – was gegen die verfassungsmässige Vereinsfreiheit verstosse. Letztlich geht es darum: Soll das Sturmgewehr – die Waffe, mit der die Schweiz symbolkräftig verteidigt wird – plötzlich illegal sein? «Nicht mit uns», sagen die Offiziere sinngemäss.

Zweifel am Urteilsvermögen

Für diese konsequente Haltung musste die SOG in manchen Medien harte Prügel einstecken. Die NZZ sprach von einem «etwas eingeschränkten Blickwinkel», während der *Tages-Anzeiger* gar «Zweifel am Urteilsvermögen des Verbands» hegte. Auch Sicherheitspolitiker von Mitte-links witterten eine Chance für ihren Auftritt. Christian Levrat von der armeeabschaffenden SP stellte nichts weniger als die Geistesverfassung der Offiziere in Frage. GLP-Mann Pascal Vuichard versprach die Gründung eines alternativen Offizierskomitees, während sein Parteikollege Beat Flach der Offiziersgesellschaft schlicht das Recht absprach, zur Abstimmungsvorlage überhaupt Stellung zu nehmen – die SOG solle sich gefälligst auf die Empfehlung «bei der Beschaffung von neuer Unterwäsche beschränken».

Ob die vorgesehenen Massnahmen, die am 19. Mai zur Abstimmung kommen und hauptsächlich die Schützen treffen, tatsächlich geeignet sind, den internationalen Terrorismus und

den illegalen Waffenbesitz zu bekämpfen, darf bezweifelt werden. Die mögliche Kündigung der Verträge von Schengen und Dublin wird etwas gar dramatisch geschildert. Ob die Sicherheit der Schweiz durch den Wegfall der Grenzkontrollen optimiert wurde, ist angesichts der Rekordzahl von Verbrechen mit ausländischem Wohnsitz in unseren Gefängnissen zumindest fraglich. Auch die ununterbrochenen Flüchtlingsströme nach Europa sprechen nicht unbedingt für das bestehende System.

Zwei Monate abgetaucht

Im *Sonntagsblick* goss der Armeechef noch Öl ins Feuer und widersprach der Schweizerischen Offiziersgesellschaft heftig. Korpskommandant Philippe Rebord stellte sich auf die Seite von Bundesrat und Parlamentsmehrheit, indem er die Waffenrechtsrevision als sinnvollen Beitrag zur Bekämpfung des Waffenmissbrauchs rühmte. Diese Schelte wiederum kommt bei den privatrechtlich organisierten Staatsbürgern in Uniform schlecht an. Sie empfinden Rebords Attacken aus dem Nichts als völlig unangebracht. Es stelle sich ernsthaft die Frage, ob der ranghöchste Drei-Sterne-General noch die Interessen der Schweiz und der Schweizer vertrete, oder ob er einfach den Druck aus Brüssel auf unser Waffenrecht weitergebe und verstärke, kontern Offiziere. Die

Aussage im *Blick*, dass «die Truppenführer den Bundesrat und die Mehrheit des Parlaments dämpfen», sei unzulässig. Es sei vielmehr bedauerlich, dass sich der Armeechef nicht hinter die Offiziere stelle. Insider wundern sich, weshalb der Armeechef sich plötzlich via Ringier-Medien durch einen Angriff auf die sicherheitspolitisch engagierte Miliz zurückmeldete. Zwei Monate lang habe man von ihm in der Öffentlichkeit weder etwas gehört noch gesehen. Tatsächlich wirkt Rebord seit den Angriffen wegen Luxus-Events für Kader angeschlagen. So angenehm und liebenswürdig er im privaten Gespräch sei, so wenig sei bei ihm von energischem Führungswillen zu spüren. Hohe Offiziere bezeichnen es inzwischen offen als Fehler des früheren Departementschefs Guy Parmelin (SVP), dass er Rebord über das Jahr 2019 hinaus auf seinem Posten belassen wollte. Zur Kritik der Offiziere sagt der Armeechef auf Anfrage: «Die Schweizerische Offiziersgesellschaft darf selbstverständlich als eigenständiger Verein eine eigene Meinung zu jedem politischen Thema haben. Die Armee vertritt die Haltung des Bundesrates, und diese ist klar: Die Revision ist ein Beitrag, um den Missbrauch von Waffen zu bekämpfen». Genau diese Haltung ist es, welche die Offiziere gegen Rebord aufbringt. Darüber könnten sie sich nicht freuen – im Gegensatz zur den Armeegegnern. ○



Attacken aus dem Nichts: Korpskommandant Rebord.



Es war einmal ein frischer Wind: Aussenminister Cassis.

Cassis gegen alle

Bevor er gewählt wurde, wollte Ignazio Cassis beim Rahmenvertrag den Reset-Knopf drücken. Inzwischen kämpft der Aussenminister im Bundesrat allein für den mit Brüssel ausgehandelten Vertrag. Selbst Parteikollegin Karin Keller-Sutter geht auf Distanz. *Von Hubert Mooser*

Bundesrat Ignazio Cassis ist als Aussenminister so etwas wie der Heiratskuppeler der Schweiz, der Mann, der die Schweiz institutionell näher an die EU heranbringen will – mit einem von allen Seiten kritisierten Rahmenvertrag. Deshalb sind ihm alle auf den Fersen, die SP und die SVP, die Gewerkschaften und der Gewerbeverband, seit er den fertig verhandelten Vertrag der Öffentlichkeit vorstellte. An diesem Tag, dem 7. Dezember 2018, tritt er in Begleitung des abtretenden Bundespräsidenten Alain Berset (SP), des neuen Bundespräsidenten Ueli Maurer (SVP) und seines Staatssekretärs für Europafragen, Roberto Balzaretti, vor die Medien. Es ist der Moment, auf den viele gewartet haben.

Doch dann kündigt Cassis eine Konsultation zum umstrittenen Abkommen bei den parlamentarischen Kommissionen, Kantonen und Sozialpartnern an. Es werde seine Aufgabe sein, so der Aussenminister, das Ergebnis dieser Konsultationen in den Bundesrat zurückzubringen, dort eine Auslegeordnung vorzunehmen und dann zu entscheiden, welche Gespräche man

mit der EU noch führen werde. Es «ist alles offen – vom totalen Ja zum totalen Nein». Der Tessiner selbst kämpft für das totale Ja – wie man hinterher erfahren hat: Er wollte den EU-Vertrag, so wie er ausgehandelt war, sofort paraphieren. Mit dieser Haltung steht er in Regierung und Parlament je länger, desto einsamer da, da seine

Der Tessiner kämpft für das totale Ja – wie man hinterher erfahren hat.

Verbündete, CVP-Bundesrätin Doris Leuthard, in Pension ging und deren Nachfolgerin Viola Amherd sich nicht vorbehaltlos wie Leuthard hinter den Vertrag stellt. Cassis gegen fast alle, so die Ausgangslage im Bundesrat.

Der Aussenminister weiss die Kleinstparteien BDP und GLP, den Dachverband der Wirtschaft Economiesuisse hinter sich und natürlich die NZZ, die beinahe Tag für Tag eine Eloge auf das institutionelle Abkommen (InstA) hält, als führe jemand hinter den Kulis-

sen Regie. Letzten Montag übernahm sogar alt Bundesrat Kaspar Villiger einen Part. Der Vertrag sei gewiss keine maximale Lösung, schrieb er in der NZZ, aber die bestmögliche. Der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes Hans-Ulrich Bigler (FDP) wundert sich ein bisschen: Zurzeit nehme man eine Auslegeordnung des Rahmenvertrages vor. «Aber Economiesuisse und die NZZ laufen offensichtlich schon im Kampagnenmodus», sagt Bigler. Es gehe wohl darum, schon einmal das Terrain vorzubereiten, damit das Parlament den Rahmenvertrag doch noch durchwinke.

Ausgerechnet Berset

Aussenminister Cassis wäre das wohl noch so recht. Er wollte seinem Chefunterhändler, Staatssekretär Roberto Balzaretti, bereits Ende November 2018 grünes Licht zur Paraphierung des InstA erteilen, also zur offiziellen Billigung des Vertragswerkes. Aber Bundesrätin Leuthard erinnerte den Tessiner an einen früheren Beschluss des Bundesrates. Weil das Siebnergremium Balzarettis Vorgänger,

Jacques de Watteville, nicht ganz traute, hatte der Bundesrat sicherheitshalber dekretiert, die Paraphierung müsse vom Gesamtbundesrat beschlossen werden und nicht, wie es bis anhin Usus war, vom Aussenminister allein.

Ausgerechnet Alain Berset, der bis dahin einen grossen Bogen um das EU-Dossier gemacht hatte, setzte sich dann mit seinem Vorschlag zu einer Konsultation vor der Paraphierung durch. In der Beurteilung des Verhandlungsergebnisses gebe es Differenzen. Darum sei es wichtig, mit Konsultationen die umstrittenen Punkte zu klären, sagte der SP-Bundesrat vor den Medien. «Wenn der Bundesrat mit dem Vertrag unzufrieden ist, hätte er ihn sofort ablehnen müssen», findet dagegen SVP-Präsident Albert Rösti. «Minister ohne Portefeuille» nennt der Berner SP-Nationalrat Corrado Pardini seither den Aussenminister, weil dieser das für sein Departement wesentliche EU-Dossier aus den Händen geben musste und der Entscheid zum InstA ins Parlament verlegt wurde.

Diese Woche standen Cassis und Balzaretti den Aussenpolitikern des Nationalrates dazu Red und Antwort. Es gab viele Anträge. Zum Beispiel jenen, den Kohäsionsbeitrag an die EU-Mitgliedstaaten im Osten im Umfang von 1,3 Milliarden Franken erst dann zu überweisen, wenn eine für die Schweiz annehmbare Lösung vorliege. Einzelne Kommissionsmitglieder wollten auch die Ungewissheiten im Vertrag bei der Unionsbürgerrichtlinie geklärt haben. Würde die Schweiz diese übernehmen, könnten EU-Ausländer nach kürzester Zeit in der Schweiz Sozialhilfe empfangen und im Land bleiben, auch wenn sie keine Arbeit mehr hätten. Dieser Punkt ist im Vertrag ausgeklammert, was in Bern einiges zu reden gab. «Wir werden aber erst im März einen Entscheid fällen», sagte Elisabeth Schneider-Schneiter, Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates – als ob es den Hauch einer Chance gäbe, dass die EU der Schweiz entgegenkommen würde.

An eine solche Entwicklung glauben weder Cassis noch Balzaretti. Der Aussenminister hat denn auch von seinem Departement eine lange Liste mit Argumenten vorbereiten lassen, warum man dieses Abkommen akzeptieren müsse. Zum Beispiel wegen der Lösung zum Punkt «Streitbeilegung»: «Souveränität voll gewahrt, da Schiedsgericht statt Europäischer Gerichtshof» (EuGH), heisst es im Papier. Dem widerspricht der langjährige Präsident des Efta-Gerichtshofes, Carl Baudenbacher, in einem von der Wirtschaftskommission des Nationalrates bestellten und von der *Sonntagszeitung* publik gemachten Gutachten vehement.

Das Schiedsgericht «hat kein Ermessen», schreibt Baudenbacher, «die Schweiz unterwirft sich dem Gericht der Gegenpartei, es bringt keine Verbesserung gegenüber dem reinen EuGH-Modell». Die «Unterwerfung» werde «Auswirkungen auf die Position der

Schweiz bei künftigen Verhandlungen mit der EU haben». Baudenbacher spricht von einer unzulässigen Bastelei. Dabei glaubte man, mit dem Schiedsgericht das Ei des Kolumbus gefunden zu haben, was die Streit-schlichtungsinstanz betraf, zumal der Europäische Gerichtshof lange Zeit als der eigentliche Pferdefuss im Vertrag identifiziert wurde. Inzwischen sind noch weitere Mängel des Abkommens in den Fokus des Parlamentes geraten – etwa die Aufweichung der flankierenden Massnahmen, die der SP auf dem Magen liegt.

Vergiftetes Wort

Cassis selber hätte vor Jahren wohl jeden einen Lügner gescholten, der ihm prophezeit hätte, er werde einst einen Rahmenvertrag verteidigen, der in Sachen Selbstbestimmung, Unabhängigkeit und direktdemokratische Volksrechte starke Zweifel weckt. Als FDP-Fraktionschef umschiffte er im Juni 2017 elegant die Frage, ob es einen Rahmenvertrag brauche. «Es gibt keinen Grund und keinen zeitlichen Druck, das institutionelle Abkommen nun voranzutreiben», sagte er. Im September 2017 folgte dann seine berühmt gewordene Aussage in der NZZ: «Das Rahmenabkommen ist ein Wort wie Managed Care. Es ist total vergiftet. Man muss den Mut haben, auf den Reset-Knopf zu drücken.» Nach seiner Wahl in den Bundesrat, beim SVP-Albisgütli-Event, machte Cassis dann deutlich, dass die Schweiz den Zugang zum EU-Markt brauche – aber eben nicht um jeden Preis.

Cassis brachte frischen Wind in das eher links tickende Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Und er sorgte für eine seltene Transparenz im EU-Dossier, wie der langjährige SVP-Aussenpolitiker Yves Nidegger lobte. Inzwischen habe Cassis jedoch das Rahmenabkommen zu seiner persönlichen Sache gemacht, heisst es in Bern. Als Beispiel dafür wird unter anderem auf die erste Sitzung der Landesregierung mit den beiden neuen Bundesrätinnen Karin Keller-Sutter (FDP) und Viola Amherd (CVP) verwiesen. Cassis wollte die anderen Bundesräte für den Rahmenvertrag einspannen. Sie sollten bei ihren Parteien für den umstrittenen Vertrag weibel. Doch Cassis blitzte bei ihnen ab. Die SP-Bundesräte Alain Berset und Simonetta Sommaruga wollten sich nicht vor dessen Karren spannen lassen.

Selbst Parteikollegin Karin Keller-Sutter erteilte Cassis hier eine Absage. Und für die beiden SVP-Vertreter kam eine solche Mission ohnehin nicht in Frage. Damit war der Vorschlag vom Tisch. Dem Vernehmen nach gab es in der Landesregierung vor allem deswegen Bedenken, weil der Bundesrat sich dabei in die Niederungen der Parteipolitik begeben müsste. Die Landesregierung habe über dem parteipolitischen Gezänk zu stehen. ○

Politik

Sieg für die Jeremics

Das Bundesgericht rügt den Kanton Aargau in der Lärmschutzposse von Windisch.

Weltwoche-Leser mögen sich erinnern. Im September 2017 berichteten wir über einen kuriosen Justizfall im Aargau. Unter dem Titel «Schutz wider Willen» (Nr. 37/17) schilderten wir den aussichtslos scheinenden juristischen Kampf der Familie Jeremic gegen die Behörden der Stadt Windisch und des Kantons. Nachdem sie bei sämtlichen Vorinstanzen durchgefallen waren, gab das Bundesgericht den Jeremics nun teilweise recht.

Der Kanton will an der Hauserstrasse beim berühmten römischen Amphitheater ein aufwendiges Lärmschutzprojekt verwirklichen. Das Problem aus Sicht der Familie Jeremic ist, dass dabei eine Mauer gebaut werden soll, die nicht etwa nur an ihrem Grundstück vorbeiführt, sondern mitten durch den Garten verläuft. Die Eigentümer machten geltend, dass die massive Mauer die Sicht einschränke, den Wert der Liegenschaft mindere und gar nicht nötig sei, da sie sich vom Strassenlärm nicht gestört fühlten. Sie forderten eine finanzielle Entschädigung.

Gegen den Mauerbau-Entscheid des Regierungsrats legten die Jeremics Beschwerde beim Verwaltungsgericht ein. Doch dieses wies das Begehren ab – mit der Begründung, sie hätten kein Recht, auf den Schutz zu verzichten. Die Familie gab nicht auf und zog den Fall an die nächste Instanz weiter. Auch das Spezialverwaltungsgericht lehnte die Beschwerde jedoch ab. Die Eigentümer seien «zweifelloso die Hauptnutznießer» der Lärmschutzmassnahme, überdies bestehe eine Sanierungspflicht. Ein Anspruch auf Entschädigung bestehe deshalb nicht.

Die Jeremics gelangten in der Folge erneut ans Verwaltungsgericht. Sie fühlten sich wegen der herablassenden und unqualifizierten Behauptung, durch die Lärmschutzwand würde ihre Liegenschaft «sanitert und erheblich aufgewertet», nicht ernst genommen und düpiert. Sie forderten weiterhin eine Entschädigung für die Enteignung von dreissig Quadratmeter Land und für den Minderwert der Liegenschaft.

Mit dem Urteil der I. öffentlich-rechtlichen Abteilung vom 18. Januar 2019 stützt das Bundesgericht die unerschrockene, ursprünglich aus Ex-Jugoslawien stammende Familie. Dem Entschädigungsbegehren sei grundsätzlich stattzugeben. Das Urteil des Verwaltungsgerichts des Kantons Aargau werde aufgehoben. Der Fall sei «zur Neuurteilung» an das Spezialverwaltungsgericht zurückzuweisen. *Philipp Gut*

Importierte Kriminalität

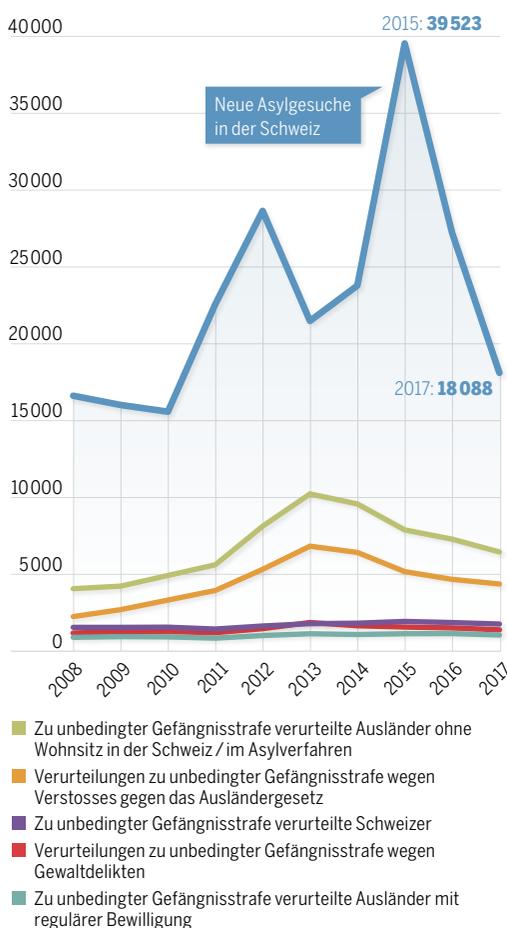
Die Zahl der Strafgefangenen hat seit 1988 um rund die Hälfte zugenommen. Das Phänomen lässt sich zum Teil mit dem Ansturm im Asylbereich nach dem Arabischen Frühling erklären, zum Teil aber auch mit härteren Urteilen. *Von Alex Baur*

Die Zahlen, welche das Bundesamt für Statistik (BFS) letzte Woche publizierte, irritieren auf den ersten Blick: Insgesamt ist in der Schweiz die Zahl der Inhaftierten in den letzten drei Jahrzehnten um rund 50 Prozent gestiegen. Zwar ist auch die Gesamtbevölkerung gewachsen, aber nicht im selben Mass. Kamen 1988 schweizweit noch 70 Häftlinge auf 100 000 Einwohner, waren es 82 im Jahr 2017 (neuere Zahlen sind aufgrund eines Wechsels im Zählmodus nicht vorhanden).

Dieser Befund erstaunt schon deswegen, weil 2007 mit der Revision der Strafprozessordnung kurze Freiheitsstrafen von bis zu einem halben Jahr weitgehend durch Geldstrafen ersetzt wurden. Doch auf die Belegung der Gefängnisse schien diese Änderung kaum einen Einfluss zu haben. Kurzfristig

Unbedingte Gefängnisstrafen in der Schweiz

Von 2008 bis 2017



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Folgen der Zuwanderung.

kam es damals zwar zu einem leichten Rückgang der Inhaftierten, der aber nach zwei Jahren bereits wieder ausgeglichen war. 2013 verzeichnete die Schweiz erstmals über 7000 Häftlinge.

Konstant zwei Drittel Ausländer

An der Untersuchungshaft kann es nicht liegen. Es lässt sich in diesem Bereich zwar eine Verlagerung auf die Kategorie «ohne festen Wohnsitz in der Schweiz oder aus dem Asylbereich» von 41 auf 52 Prozent aller Inhaftierten feststellen. Insgesamt blieb die Zahl der Untersuchungshäftlinge über all die Jahre aber mehr oder weniger stabil. Das Gleiche gilt für den Ausländeranteil in den Gefängnissen: Nur rund ein Drittel der Insassen sind Schweizer. Gemäss der Statistik hat sich die Gesamtzahl der erstandenen Tage Haft seit 1999 (frühere Zahlen liegen nicht vor) etwa im selben Mass erhöht wie die Zahl der Häftlinge. Die Ausschaffungshaft fällt zahlenmässig nicht ins Gewicht.

Die Zunahme der Haftfälle liegt demnach beim ordentlichen Vollzug. Grundsätzlich gibt es dafür drei mögliche Erklärungen: Es kann sein, dass mehr schwere Delikte verübt wurden; es ist aber auch möglich, dass mehr Delinquenten gefasst wurden; schliesslich ist denkbar, dass die Richter strenger urteilen und vermehrt den Vollzug von Freiheitsstrafen anordnen. Und dann gibt es noch eine vierte Variante: eine Kombination dieser drei Faktoren in verschiedenen Konstellationen. Die Haftstatistik allein bringt uns also nicht weiter. Allerdings hat das BFS auch die von den Gerichten verhängten unbedingten Freiheitsstrafen nach Dauer und Herkunft der Täter ausgewertet. Da diese Daten aber erst seit 2008 detailliert erfasst und aufgeschlüsselt werden, müssen wir uns auf die letzten zehn Jahre beschränken. Kombiniert man die Zahlen (siehe Grafik) mit der Asylstatistik, sind doch einige Schlüsse möglich.

— Im Zuge des Arabischen Frühlings (2010/2011) verdoppelte sich die Zahl der Neuzuwanderer im Asylbereich praktisch von 15 560 (2010) auf 28 631 (2012); im gleichen Zeitraum, wenn auch mit leichter Verzögerung, verdoppelte sich die Zahl der zu unbedingten Strafen verurteilten Ausländer ohne festen Wohnsitz in der Schweiz oder aus dem Asylbereich, nämlich von 4904 (2010) auf 10 213 (2013). Es fällt allerdings auf, dass auch



Markante Zunahme unbedingter Freiheitsstrafen.

die Verurteilungen zu unbedingten Freiheitsstrafen wegen Verstössen gegen das Ausländergesetz etwa im gleichen Masse zunahmen. Wie viele dieser Verurteilungen allein auf die illegale Migration zurückzuführen sind und wie viele in Kombination mit anderen Delikten gefällt wurden, ist aus der Statistik nicht ersichtlich. Mit dem Rückgang der Asylzahlen nach 2016 geht auch die Zahl der Verurteilungen zu unbedingten Strafen merklich zurück.

— Die Statistik weist allerdings nach dem Jahr 2011 auch eine markante Zunahme von unbedingten Freiheitsstrafen aus, die von den Gerichten gegen Schweizer Bürger verhängt wurden. Etwas weniger deutlich, aber doch über dem statistischen Streubereich ist dasselbe Phänomen bei Ausländern mit einer B- oder C-Bewilligung zu beobachten. Wir können aus der Statistik also zweierlei Schlüsse ziehen. Erstens: Der Hauptteil der Verurteilungen zu unbedingten Strafen dürfte dem Ansturm im Asylbereich zuzu-



Klima

Windräder im Gegenwind

Der Kanton Thurgau plant, die Energiestrategie 2050 mit Windrädern umzusetzen – zum Unmut der direkt Betroffenen. Sogar die Grünen rebellieren.

Das thurgauische Salen-Reutenen ist an Idylle nur schwer übertreffbar: 150 Einwohner leben in der Ortsgemeinde, die einmal täglich mit dem öffentlichen Verkehr über Homburg erschlossen ist. Hier scheint die Welt noch in Ordnung. Doch der Schein trügt: «Der geplante Windpark ist eine Katastrophe», sagt Urs Ruch, 71-jähriger Rentner und Aktuar des über achtzigköpfigen Vereins Pro Salen-Reutenen. In seinem verschneiten Garten zeigt er in Richtung der vier möglichen Standorte für Windanlagen, die durch Windmessungen als günstig eingeschätzt wurden. Ein Windrad würde nur wenige hundert Meter direkt vor seinem Grundstück und der Sonne drehen und lärmern. Geplant seien insgesamt sieben rund zweihundert Meter hohe Konstrukte, die das Dörfchen umkesselten.

Grüne gegen Windräder

Der Thurgau setze mit seinem Windparkvorhaben die am 21. Mai 2017 angenommene Energiestrategie 2020 um, heisst es im Bericht zur Richtplanänderung «Windenergie» vom Amt für Raumentwicklung. Bis 2050 müssen 40 bis 180 Gigawattstunden – das bedeutet 2,5 bis 11 Prozent des kantonalen Stromverbrauchs – vom Wind erzeugt werden. Drei Standorte (Salen-Reutenen, Thundorf und Braunau-Wuppenau) wurden in den kantonalen Richtplan aufgenommen; alle Gebiete, die sich durch ein «hohes energetisches Potenzial und vergleichsweise geringe Nutzungskonflikte» auszeichnen. Stellungnahmen waren per Eingabe bis zum 24. Januar 2019 möglich.

In dieser Periode hat Urs Ruch per Einschreiben mitgeteilt, dass Salen-Reutenen die wohl «schlechteste Ecke» für einen Windpark sei. Er habe «gute Gründe», dass das Projekt auf Eis gelegt werde, bevor es in der Regierung und im Grossen Rat besprochen wird. Denn gemäss Ruch herrsche vor allem ein Platzproblem: Um eine Windenergieanlage müsse ein Sicherheitsabstand mit einem Radius von vierhundert Metern gezogen werden. «Das ist gesetzlich vorgeschrieben», so der Rentner. Im Winter könnten sich auf den Rotorblättern Eisschichten bilden. Für Menschen sehe er den daraus folgenden Eiswurf als Gefahr. Mehrere Häuser, Wanderwege so-

wie die Langlaufloipe befänden sich innerhalb der Radien.

Auch die Tiere seien bedroht, vor allem fliegende Fledermäuse, so Ruch. Das rief sogar die Grünen auf den Plan: In ihrer Eingabe an den Kanton, die der *Weltwoche* vorliegt, beziehen sie sich auf die «niedrige Reproduktionsrate» von Fledermäusen (nur ein Junges jährlich). Entsprechend hoch müsse ihr Schutz gewichtet werden. Bevor nicht «kollisionsvermeidende Massnahmen» getroffen würden, sei die Gefahr für Fledermäuse ein «Ausschlusskriterium» für den Standort Salen-Reutenen.

«Reiner Business-Entscheid»

Ironie der Geschichte sei, sagt Urs Ruch, dass die Windverhältnisse in Salen-Reutenen gar nicht ausreichen für eine rentable Anlage. Die Einschätzung der Messwerte laute: «moderat». Was das heisst, habe er mit seinem Verein überprüft. Meteo Schweiz habe die durchschnittliche Windgeschwindigkeit gemessen: Die Stärke von 4,3 Metern pro Sekunde sei leicht defizitär, berechnet Ruch die Investition unter Berücksichtigung von jährlich 5,25 Millionen Franken über die nächsten zwanzig Jahre. Erst 5,5 Meter pro Sekunde



«Schlechteste Ecke.»

wären gewinnbringend, sagt er.

Florian Egli, Experte für Energiepolitik an der ETH Zürich, zeigt sich nicht erstaunt darüber, dass die Windräder Gegenwind spüren: «Das komplizierte Planungsverfahren und die vielen Einsprachen ziehen die Bewilligungsfristen oft über Jahre in die Länge.» Gleichwohl sieht er Windräder zwar nicht als schnellste, aber dennoch valable erneuerbare Energiequelle – gerade wegen der günstigen Anschaffungskosten. Das Projekt Salen-Reutenen könne er aus der Ferne nur schwer beurteilen. Solange eine Betreiberfirma entscheide, ein kantonales Projekt voranzutreiben, spielten die Windverhältnisse eine untergeordnete Rolle. «Das ist ein reiner Business-Entscheid.» Die Kantone müssten irgendwie die Energiestrategie 2050 umsetzen. Sonst müsste man Strom aus der EU anzapfen, und ein Stromabkommen würde nötig. Ein konstruktiver Dialog sei daher mit den Bürgern nötig. «Windräder finden alle gut, ist man aber selbst betroffen – Sie wissen ja.» Roman Zeller

schreiben sein. Die Korrelation ist zumindest augenfällig. Zweitens: Die Zunahme unbedingter Freiheitsstrafen bei den Schweizern und bei den Ausländern mit B- oder C-Bewilligung lässt vermuten, dass die Richter generell etwas härter urteilen. Beweisen lässt sich das aufgrund der Statistik allerdings nicht.

Die gute Nachricht

Im fraglichen Zeitraum wurde auch eine vorübergehende Häufung von Verurteilungen wegen Gewaltdelikten registriert. Insbesondere bei den Tatbeständen «schwere Körperverletzung», «Raufhandel» sowie «Gewalt und Drohungen gegen Beamte» fällt nach 2010 eine zum Teil markante und anhaltende Zunahme auf. Das ist die schlechte Nachricht. Es gibt allerdings auch eine gute: Die Zahl der Verurteilungen wegen Tötungsdelikten, Vergewaltigung und sexueller Nötigung ist tendenziell leicht rückläufig. ○

Sie schwimmt kräftig gegen den Strom

Jeannine Pilloud steht vor dem Sprung ins Präsidium der Migros. Die Kaltstellung als Leiterin des SBB-Personenverkehrs war kein Abstellgleis. Für den etwas schwerfälligen orangen Riesen könnte sich die durchsetzungsfähige Spitzenmanagerin als Glücksfall erweisen. *Von Christoph Mörgele*

Am 23. März wählen die 110 Delegierten einen neuen Präsidenten des Migros-Genossenschaftsbundes (MGB). Es wird diesmal definitiv eine Präsidentin sein. Das Evaluationsgremium empfiehlt Jeannine Pilloud, ebenso die Migros-Verwaltung und das Büro der Delegierten. Von der früheren «Miss Digital» der SBB und durchsetzungsfähigen Schnelldenkerin erhofft man sich, dass sie den Konzern auf die Erfordernisse der Zukunft ausrichtet. Der Gegenkandidatin Ursula Nold trauen Kenner lediglich Aussen-seiterchancen zu.

Das Migros-Präsidium umfasst neben dem Vorsitz der 23-köpfigen Verwaltung – darunter die zehn Chefs der regionalen Genossenschaften, welche die Migros besitzen – auch die Leitung des Entschädigungsausschusses und der personellen Nominationen. Das Unternehmen setzte im letzten Jahr 28,4 Milliarden Franken um und beschäftigt über 100 000 Mitarbeiter.

Früher als andere Grossunternehmen hat die Migros die Frauenvertretung in den Gremien ernst genommen. Schon die Gründerlegende Gottlieb Duttweiler sah «seine» Konsumentinnen als entscheidende Mitkämpferinnen für preisbewusste Angebote und die Idee des «sozialen Kapitals». Dennoch setzt sich das Migros-Kader auch heute noch zu keinem Drittel aus Frauen zusammen; in der siebenköpfigen Generaldirektion sitzt eine einzige Frau, und im obersten Verwaltungsgremium beträgt der Frauenanteil gerade mal 17 Prozent. Während sich die oberen Chargen beiderlei Geschlechts diskriminierungsfrei grosszügig entschädigen lassen, herrscht im prekären Niedriglohnbereich ein ziemlich brutaler Lohndruck. Mitarbeiterinnen von Probierständen und Produktdemonstrationen etwa werden aus Gründen der Kostensenkung zunehmend an Zweitfirmen ausgelagert.

«Ziemlich grün»

Zwar gilt die Macht der genossenschaftlich organisierten Verwaltung als beschränkt. Dennoch ist die Breite des Angebots, über das die künftige Präsidentin zu wachen hat, durchaus beeindruckend. Da gibt es neben dem Detailhandel die Sparten Fachmärkte, Gastronomie, Gesundheit, Industrie sowie Hotelplan, Migros-Bank und Online-Geschäft. Um das Gottlieb-Duttweiler-Institut als ältesten Think-Thank der Schweiz ist es leider merkwürdig ruhig geworden. Das Migros-Kulturprozent erlaubt eine generöse Förderung verschiedenster



Quirliche Querdenkerin: SBB-Spitzenfrau Pilloud.

Sparten im Bereich Kultur, Bildung und Freizeitgestaltung.

Weit unterschätzt ist gemeinhin der politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Einfluss der Migros im publizistischen Bereich. Dieser dürfte das besondere Interesse von Jeannine Pilloud finden, hat sie doch ihre Spuren unter anderem auch als Journalistin abverdient. Das *Migros-Magazin* erreicht in allen drei Landessprachen wöchentlich die schwindelerregende Auflage von rund 2,2 Millionen Exemplaren und deutlich über drei Millionen Leser. Von einem solch gewaltigen Einfluss können andere Unternehmen, die Parteien oder Verbände nur träumen. Die Migros nutzt diese Möglichkeit nicht nur für die Leserbindung ans Unternehmen, sondern auch für zeitgeistige Bekenntnisse zu Fortschritt, Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit. Wo die mutmassliche neue Migros-Präsidentin politisch steht, ist schwer abzuschätzen. Sie beurteilte in einem Interview die Art, wie sie mit ihrer Familie lebt, als «ziemlich grün».

Weder Frauenquote noch Quotenfrau

Die in Dübendorf aufgewachsene Jeannine Pilloud war schon immer ehrgeizig und überaus zielgerichtet. Sie erkämpfte in jüngeren Jahren mehrere Jugend-Schweizer-Meistertitel im Schwimmen und erholte sich noch heute bei diesem Sport. 2011 gelangte sie als erste Frau und Chefin der wichtigsten Sparte Personenverkehr in die SBB-Konzernleitung. Sie folgte auf die Fehlbesetzung Jürg Schmid, der nach wenigen Tagen das Handtuch warf und sich eilends wieder Richtung Tourismus

Wo die mutmassliche neue Migros-Präsidentin politisch steht, ist schwer abzuschätzen.

davonmachte. Geschäftsführer Andreas Meyer sprach bei Pillouds Wahl von einer «historischen Entscheidung», bekräftigte aber gleichzeitig: «Ich würde nie wegen der Quote eine Frau anstellen.» Auch komme die Spitzenmanagerin aus der hartumkämpften Telekommunikation und habe sich dort «bestens behauptet».

Sieben Jahre lang stand Jeannine Pilloud fast 14 000 Mitarbeitern vor und betreute auch die zugehörigen Tochtergesellschaften im Regionalverkehr, das Bahn-Catering und den Tourismus. Schon zwei Jahre später wollten einzelne Medien wissen, dass der Haussegen zwischen Pilloud und ihrem Chef Andreas Meyer schief hänge. Sie dementierte vielsagend, sie reagiere eben auf Meyers Führungsstil, «indem ich Gegendruck gebe».

Pilloud war verantwortlich für neues Rollmaterial, modernisierte die IT und führte den Swiss Pass ein, der von ihrer beeindruckenden Fähigkeit zeugt, verschiedenste Akteure bis hin zu den Skiliftbetreibern auf ein gemeinsames Projekt einzuschwören.

Ihre Fachkompetenz blieb allerdings nicht unbestritten. Das Informatiksystem zur Personaleinteilung geriet zum Fiasco. Eine interne Studie brachte 2013 an den Tag, dass die SBB als wenig dienstleistungsorientiert und kundenfreundlich wahrgenommen würden. Ein Jahr später erhielt Ringier von den SBB den Zuschlag, für das Vorrecht, dass beim Gratis-WLAN auf Bahnhöfen die Titel *Blick* und *Blick am Abend* als erste Inhalte erschienen. Vor allem das Haus Tamedia reagierte säuerlich, und der *Tages-Anzeiger* vermerkte,



SBB-Chef Meyer.

dass Ringier generell sehr SBB-freundlich berichtete. Dazu passte, dass Jeannine Pilloud im *Blick am Abend* gegen 200 Kolumnen veröffentlichten durfte.

Einer solchen Imagepflege schadete allerdings 2017 die Aufforderung per Lautsprecher, gemäss der die Armeeeingehörige ihre Plätze für «zahlende Gäste» freigegeben sollten. Erst nach längeren Ausflüchten bedauerte Pilloud die «nicht eben glückliche Durchsage». Als Präsidentin des Speisewagen- und Minibarbetreibers Elvetino musste Pilloud den Geschäftsführer wegen vermuteter «Vermögensdelikte» entlassen; die Sendung «Kassensturz» von SRF hatte diesem zuvor schon vorgeworfen, er führe die SBB-Tochter mit «eiserner Hand» und verbreite ein «Klima der Angst». Auch der Zickzackkurs der SBB bei der Preisgestaltung – zuerst die beabsichtigte Abschaffung des Generalabonnements und dann happige Rabatte auf ebendiesem für bestimmte Kundengruppen – stiess auf heftige Kritik. Im November 2017 kam es zu zahlreichen ärgerlichen Verspätungen und Störungen, wobei die SBB selber eine «aussergewöhnliche Häufung von Betriebsunterbrüchen» einräumten. Parallel dazu erzürnten auch Probleme der SBB-App die Bahnpendler.

Auf Stabsstelle gewechselt

Ende 2017 entband Konzernchef Andreas Meyer Pilloud überraschend von ihren Aufgaben und setzte sie auf die spontan geschaffene Stabsstelle einer «Delegierten für ÖV-Branchenentwicklung». In der Folge wurde medial viel gerätselt über internes Machtgerangel, die Art der Streitkultur oder gegenseitige Eifersucht betreffend mediale Aufmerksamkeit. Näher liegt die Vermutung, dass SBB-Chef Meyer wegen der vielen Pleiten und Pannen der Kränze geplatzt ist. Man hörte aber auch, dass sie wegen der mangelnden Kooperationsbereit-

schaft einiger Manager enttäuscht das Handtuch warf.

Heute bekleidet die mit einem Schwimmsportler verheiratete zweifache Mutter einige Mandate in den Bereichen IT, öffentlicher Verkehr und Tourismus. Sie möchte demnächst den Verwaltungsrat der Ascom präsidieren – und eben auch den Halb-

Viel wurde gerätselt über internes Machtgerangel, die Art der Streitkultur oder Eifersucht.

zeitjob als Migros-Präsidentin übernehmen. Mit einem Phil-I-Studium, dem Abschluss als Architektin ETH und einem MBA bringt sie gute Voraussetzungen mit. Vor ihrem SBB-Engagement hat sie in einem Basler Architekturbüro gearbeitet und nahm dann Managementpositionen bei IBM Schweiz, in Beat Curtis Bon-Appétit-Gruppe, ganz kurz bei der Helbling-Informatik und dann 2003 bis 2011 in einer Tochtergesellschaft der Deutschen Telekom wahr. Jetzt erwartet sie möglicherweise das formell höchste Amt der Migros – und zugleich happige Probleme. Dass der Mischkonzern wie ehemals Coop von den Banken gezwungen wird, eine Einheitsgenossenschaft zu bilden, ist zwar nicht zu erwarten. Doch der orange Riese ist allzu schwerfällig unterwegs. Für die quirlige Querdenkerin Jeannine Pilloud Grund genug, kräftig gegen den Strom zu schwimmen. ○

Gegendarstellung zum Artikel «Start-up, Start-down», Weltwoche Nr. 04/19

Die *Weltwoche* schreibt, der durchschnittliche Lohn bei der Republik betrage 123 000 Franken. Richtig ist: Die Republik bezahlt auf 100 Prozent einen Durchschnittslohn von 110 000 Franken brutto, was den Löhnen bei Mitbewerbern entspricht. Zum diesem Bruttolohn kommen noch die arbeitgeberseitigen Leistungen der Republik. Die *Weltwoche* schreibt, die Republik AG weise einen Verlust aus. Dazu ist festzuhalten: In der Erfolgsrechnung der Republik AG wird ein Verlust von 2,85 Millionen Franken ausgewiesen, weil die Mitgliederbeiträge direkt ins Eigenkapital verbucht wurden und dadurch buchungstechnisch keinen Ertrag darstellten. Tobias Asch, lic. iur., Mitglied des Verwaltungsrats der Republik AG

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest. Sie stützt sich auf öffentlich zugängliche Geschäftszahlen.

Pfeil ins Herz

Mit der Hilfe von kubanischen Söldnern und kolumbianischen Narcos baute der Caudillo Hugo Chávez über Jahre einen Machtapparat auf, der die ganze venezolanische Gesellschaft durchdringt. Diese Hydra zu zerschlagen, ist eine fast übermenschliche Aufgabe. Teil 1. Von Vanessa Rolfini

«Ich muss mich vergewissern, dass der Comandante wirklich tot ist», schoss es mir durch den Kopf, als am 5. März 2013 der Tod von Hugo Chávez offiziell verkündet wurde. Fünf Stunden lang wartete ich beim Paseo Monumental in Caracas, eingezwängt in eine dichtgedrängte Menge, auf den Sarg. Vom Militärkrankenhaus aus trugen sie ihn über neun Kilometer quer durch die Stadt.

Alle Menschen waren in Rot gekleidet, die Farbe der «Revolution». Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, ist ein lärmiger Ort. Irgendwo trällert immer aus einer Ecke Musik, schreit irgendwer, knallt ein Böller. Stille ist uns nicht gegeben. Doch an jenem Tag herrschte eine gespenstische, ja bedrohliche Ruhe.

Um mich herum trugen die Menschen Schilder mit Botschaften der Liebe und des Schmerzes. In meinen Strassenkleidern fühlte ich mich wie nackt. Es war, als stünde «Schwächling» – so nannte Chávez seine Gegner – auf meiner Stirn geschrieben. Sicherheitshalber kaufte ich mir eine Schirmmütze, auf der gut sichtbar die «Äuglein von Chávez» eingraviert waren. Ich habe die Mütze behalten, vielleicht werde ich sie eines Tages, wenn alles vorbei ist, auf Ebay versteigern mit dem Beizettel: «Zum Tod von Chávez benutzt, mit dem Originalschweiss des Tages».

Der Albtraum ist auch sechs Jahre nach dem Abgang des «Comandante» nicht vorbei. Und ich zweifle daran, dass dies so bald der Fall sein wird. Das Regime hat das Land auf allen Ebenen durchdrungen. Es hat bislang noch jede Krise überstanden, selbst als man dachte, dass es schlimmer nicht mehr kommen könne. Mit jeder Krise festigte es seine Macht. Es ist wie bei einer Hydra: Mit jedem Kopf, den man ihr abschlägt, wachsen zwei neue nach.

Diese «Äuglein» des Comandante zierten damals wochenlang sämtliche öffentlichen Gebäude im Land. Sie tauchten erstmals auf im Dezember 2012, zwei Monate nach der Wiederwahl von Chávez, als das Gerücht zirkulierte, dass er längst in Havanna gestorben sei. Man sah ihn seither nie mehr lebend. Offiziell sollten die «Äuglein» des Comandante die Solidarität mit den Leidenden bekräftigen. Aber sie waren auch eine Drohung: Ob tot oder lebendig, das Regime sieht alles. Hinter der Aktion stand zweifellos der kubanische Propaganda-Apparat. Die Kubaner sind bekanntlich Meister der *santería*, jener heidnischen Rituale, für die auch wir Venezolaner anfällig sind.

Venezuela drehte sich schon damals in der Abwärtsspirale. Die auf den Strassen hem-



Das Regime sieht alles: Chávez' «Äuglein».

mungslos ausgelebte Trauer um den Comandante war echt. Ich war nie eine Anhängerin des Regimes gewesen, im Gegenteil. Aber ich muss gestehen: Auch ich weinte. Es war unmöglich, nichts zu fühlen. Auch wenn es eher Tränen der Ohnmacht und der Resignation waren.

Comandante Hugo Chávez war am 4. Februar 1992 erstmals öffentlich in Erscheinung getreten, als Anführer eines Putschversuchs gegen Präsident Carlos Andrés Pérez. Schon nach wenigen Stunden rief er zur Kapitulation der Rebellen auf mit dem legendären Satz: «Die Ziele wurden vorerst nicht erreicht.» Als ich ihn sah, nahm ich ihn nicht ernst: «Mein Gott, was für ein Idiot!»

Geborener Conférencier

Ich stand damals kurz vor dem Abschluss meines Journalismus-Studiums, ich hatte bereits gewählt und stolz mein erstes eigenes Geld

verdient. Doch ich hatte mich grandios geirrt. Chávez schlug beim venezolanischen Volk ein wie ein Pfeil ins Herz, und diese Leidenschaft hielt an, aller Widerwärtigkeiten zum Trotz, bis zu seinem Tod. Ich hätte es ahnen müssen, als der Fallschirmjäger mit dem roten Béret und der Tarnuniform wenige Monate nach dem Putschversuch den Karneval dominierte. Wie so viele erkannte ich die Warnsignale erst, als es zu spät war.

Vielleicht begann alles 1989 mit dem Volksaufstand «Caracazo». Nach Sparmassnahmen der Regierung war es zu Plünderungen gekommen. Das Militär schoss scharf, bis heute weiss niemand, wie viele Menschen starben. Das demokratische System war angeschlagen, alle traditionellen Parteien steckten im Sumpf der Korruption, sie hatten jegliche Glaubwürdigkeit verloren. Wieder einmal war eine Öl-Bonanza zu Ende gegangen, der Preis für ein Barrel taumelte einem historischen Tiefstand von 10 Dollar entgegen. Dem Rausch war ein fürchterlicher Kater gefolgt.

80 Prozent der Bevölkerung lebten in Armut. Chávez bot sich an als Retter in der Not. Es war nicht das erste Mal in unserer Geschichte, dass wir auf einen Supermann setzten, einen, der die Zügel in die Hand nehmen und alles auf den Kopf stellen würde. Zwei Jahrzehnte später müssen wir nun feststellen: Bis auf einige wenige sind wir jetzt alle gleich. Alle gleich arm.



Es war unmöglich, nichts zu fühlen: Chávez' Sarg in Caracas, im März 2013.



Wie ein König: Machthaber Chávez (l.), Castro, 2005.

Hugo Chávez – geliebt und vergöttert wie verhasst und verspottet – verkörpert gleichermaßen das Beste und das Schlechteste unseres Landes. Sein Streben nach Ordnung, Menschlichkeit und Gerechtigkeit war echt, aber ebenso sein Hang zu Verschwendung, derbem Witz und ungehemmter Erotik. Wir Venezolaner sind gerne ungezwungen und grosszügig, wir lieben Superlative. Doch unsere Begeisterung für die Opulenz kratzt stets an der Grenze zur Dekadenz.

Hugo Chávez wäre zweifellos ein begnadeter Conférencier für «Miss Venezuela» gewesen. Dieser mit Abstand wichtigste Event des Landes fegt Jahr für Jahr die Strassen leer. Die Miss-Wahlen sind stets eine Orgie von Glanz und Glamour, ein Gottesdienst an der Haute Couture, eingerahmt von Elefanten, Tigern, Oldtimern, Trapezkünstlern und den angesagtesten Stars aus der halben Welt. Das Problem ist: Der geborene Conférencier wurde Präsident der Republik.

Seine Freiheit, mein Titel

1994, nach bloss zwei Jahren Haft, unterzeichnete Präsident Rafael Caldera die Begnadigung des Putschisten Hugo Chávez. Kaum in Freiheit, reiste dieser nach Kuba. Fidel Castro, so wird erzählt, soll ihn wie einen König emp-

fangen haben. Sicher ist: Mit dem kubanischen Führer hatte Chávez eine Freundschaft geschlossen, die Venezuela in seinen Grundfesten verändern sollte. Ich hatte gerade meinen Uni-Abschluss gemacht.

1998 erreichte der Erdölpreis einen neuen historischen Tiefstand. Zum ersten Mal sahen

Der Fallschirmjäger war zur richtigen Zeit am richtigen Ort gelandet.

wir uns mit dem Mangel an Nahrungsmitteln konfrontiert. Die sozialen Spannungen verschärften sich. Die etablierten Parteien – allen voran Acción Democrática und Copei – glaubten, die gärende Unruhe besänftigen zu können, indem sie Irene Sáez – eine ehemalige Miss Venezuela, die als Bürgermeisterin von Chacao doch etwas Erfahrung hatte – in die Präsidentschaftswahlen schickten.

Aufgrund interner Intrigen wurde Sáez drei Monate vor den Wahlen von den Parteistrategen abgesetzt. Weiss der Kuckuck, welcher Teufel die Herren geritten hatte. Die Wut in der Bevölkerung war mit Händen zu greifen. Es war ein Geschenk für Hugo Chávez. Der

Fallschirmjäger war zur richtigen Zeit am richtigen Ort gelandet. Der politische Parvenü erzielte auf Anhieb 56,2 Prozent der Stimmen, das beste Wahlresultat der Geschichte.

Fünfte Republik

Chávez begnügte sich nicht mit feurigen Reden. Kaum an der Macht, berief er eine Versammlung ein, welche die Verfassung von 1961 von Grund auf revidieren sollte. Es war der Startschuss zur «Fünften Republik», zu einer Revolution, deren Wesen viele erst begriffen, als es kein Zurück mehr gab. Dreh- und Angelpunkt war das «Referendum», das es dem Präsidenten erlaubte, sich mit dem Volk kurzzuschliessen und so das Parlament zu entmachten. Was sich wie Demokratie anhörte, endete in einer Diktatur.

In Venezuela gibt es ein Sprichwort, nach dem die Revolution mit dem Wasser kommen und mit dem Wasser wieder gehen werde. Ob Aberglauben oder nicht: Das Plebiszit um die neue Verfassung im Dezember 1999 ging einher mit der «tragedia de Vargas», der schlimmsten Naturkatastrophe der Neuzeit. Nach wochenlangen Regenfällen hatten an der Küste bei Vargas Bergrutsche gegen 30 000 Menschen verschüttet. >>>

Die neue Verfassung stärkte nicht nur die Rolle des Präsidenten, sie veränderte die Struktur der Verwaltung, gab sogar dem Land einen neuen Namen. Aus einer einfachen Republik wurde eine auf den Caudillo zugeschnittene «República Bolivariana de Venezuela». Sogenannte Kommunalräte und «bolivarische Kreise» wurden ins Leben gerufen. Was sich wie basisdemokratische Beteiligung anhört, erwies sich bald als ausgeklügeltes Instrument der sozialen Überwachung. Hier wurde erstmals der Einfluss kubanischer Emissäre spürbar, die im Laufe der Jahre alle strategischen Positionen besetzen sollten, zuerst im Zivilstandswesen, später sogar beim Militär.

Öl und Konterrevolution

Im April 2002 kam es zu einem Putsch gegen das Regime, der anfänglich von Erfolg gekrönt schien. Doch schon wenige Stunden nach der Bekanntgabe seines Sturzes meldete sich Chávez mit seiner Nomenklatura zurück. Der Putschversuch festigte seine Position. Im selben Jahr beendete er einen Streik bei der staatlichen Ölgesellschaft PDVSA abrupt. Mit einer Trillerpfeife in der Hand trat Chávez in seiner TV-Sendung «Aló Presidente» auf und verkündete kurzerhand die Entlassung von 18 000 Angestellten der Erdölindustrie. Mit diesem kühnen «Pfiff» verschaffte sich der Caudillo die absolute Kontrolle über den immensen Erdölreichtum Venezuelas.

Der nächste Meilenstein erfolgte 2003, als das Regime die «vorübergehende» Kontrolle des internationalen Zahlungsverkehrs dekretierte. Angeblich war es eine Reaktion auf das angeschlagene Vertrauen ausländischer Anleger in Venezuela, die in Wahrheit natürlich das letzte Vertrauen zerstörte. Das Regime kontrollierte von nun an den gesamten Aussenhandel.

Nicht alles war Kalkül. Chávez hatte auch einfach Glück. Bis zur Jahrtausendwende war der Ölpreis auf fast 25 Dollar pro Barrel gestiegen, später kletterte er sogar auf über 100 Dollar. Doch der unerwartete Geldsegen stimmte den Wortgewaltigen keineswegs milde, im Gegenteil. Seine revolutionäre Rhetorik wurde über die Jahre immer radikaler. Sie verfehlte, vor allem bei den ärmeren Volksschichten, ihre Wirkung nicht. Statt die sozialen Spannungen zu glätten, verschärfte das Regime diese systematisch.

Während Chávez seine Macht konsolidierte, wurde der Alltag für die Menschen immer schwieriger. Trotz hoher Erdölpreise machte sich der Mangel an Nahrungsmitteln und Medikamenten bemerkbar. Die Kriminalität nahm epidemische Züge an. Mit der klassenkämpferischen Rhetorik liess sich alles rechtfertigen. Schuld am Elend waren immer die andern: die Unternehmer, der Yankee-Imperialismus, die Transnationalen, die Regimegegner.

Eine der bemerkenswertesten Leistungen der Revolution bestand darin, Zwietracht zwi-

schen uns zu säen. Die epischen Auseinandersetzungen führten zum Bruch zwischen Paaren, Brüdern, Freunden oder Nachbarn. Auch die Rasse wurde plötzlich zum Thema. Das Regime öffnete damit eine Pandorabüchse in einem Land, in dem die meisten Einwohner Mischlinge und Nachkommen von Einwanderern aus aller Welt sind. Wo das Volk sich streitet, freut sich der Herrscher.

Mit den Parlamentswahlen von 2005 versetzte das Regime der Demokratie den Gnadenstoss. Möglich war dies, weil im venezolanischen Wahlsystem eine relative Mehrheit zum Sieg reicht. Die in sich zerstrittene und fragmentierte Opposition boykottierte die Wahlen. Ein kapitaler Fehler. Den Chavistas kam der Verzicht gerade recht, sie hatten nicht die geringsten Hemmungen, im Alleingang anzutreten.

Hugo Chávez hatte damit nicht nur das Parlament unter seiner Kontrolle. Nach Belieben ernannte er nun auch die Richter des Obersten

Der Caudillo war an seinem Ziel angelangt: der ungeteilten Macht über Venezuela.

Gerichtshofs, die Kontrollgremien, den Generalstaatsanwalt, die Wahlgerichte, den Ombudsmann und die Schlüsselfiguren der Streitkräfte. Der Caudillo war an seinem Ziel angelangt: der ungeteilten Macht über Venezuela.

2007 wurde das Volk erneut an die Urnen gerufen. Nun ging es darum, Venezuela auch formell als sozialistische Volksrepublik nach kubanischem Vorbild zu etablieren sowie eine unbefristete Wiederwahl des Präsidenten zu ermöglichen. Erstmals seit seiner Wahl von 1998 bekam der Volkstribun Chávez ernsthaften Widerstand von ganz unten zu spüren. Es formierte sich eine Elternbewegung, die vehement gegen die staatliche Indoktrination opponierte. Auch an den Universitäten, die nie auf der Seite der Revolutionäre gestanden hatten, kam es zu heftigen Protesten. Das Regime reagierte mit Repression. Ein grosser Teil der politischen Gefangenen, welche heute die Kerker des Regimes bevölkern, wurde in jenen Jahren politisiert.

Geradezu grotesk mutete an, dass der Niedergang des Chávez-Regimes ausgerechnet in einer Zeit einsetzte, als der Ölpreis astronomische Sphären erreichte. Nach der Finanzkrise von 2008 sank der Preis für ein Fass Öl zwar kurzzeitig wieder auf 60 Dollar, durchbrach aber wenig später die 100-Dollar-Marke. Für ein Land wie Venezuela, dessen Erdölreserven sich mit jenen von Saudi-Arabien vergleichen lassen, hätten eigentlich goldene Zeiten anbrechen sollen. Doch ausgerechnet in jenen Jahren verschuldete sich Venezuela wie nie zuvor, wurde die Versorgungslage im eigenen Land zusehends prekär.

Der Grund liegt zum Teil bei den Milliardenbeträgen, die Hugo Chávez für den Export seiner «bolivarischen Revolution» über ganz Lateinamerika verteilte. Neben den Regierungen von Kuba und Nicaragua unterstützte das Regime auch die sozialistischen Brüder in Brasilien (Ignacio Lula da Silva), Argentinien (Néstor Kirchner), Ecuador (Rafael Correa) und Bolivien (Evo Morales). Die finanzielle und logistische Unterstützung, die Venezuela den Narco-Guerillas Farc und M-19 im benachbarten Kolumbien zukommen liess, ist ein Thema für sich, das wohl eines Tages noch aufgearbeitet werden muss. Dass das venezolanische Militär seinerseits beim Kokaingeschäft kräftig mitmischte, ist ein offenes Geheimnis.

Nur der Schwarzmarkt blühte

Derweil verschlechterte sich die Versorgung in Venezuela von Tag zu Tag. Die Bevölkerung musste sich an lange Schlangen gewöhnen und auf das Werk des Heiligen Geists hoffen. Das Einzige, was blühte, war der Schwarzmarkt. Ein Rationierungssystem wurde eingeführt. Den Bürgern war es nur noch erlaubt, an einem bestimmten Wochentag einzukaufen. Wer einen Personalausweis hatte, dessen Nummer mit eins oder zwei endete, war am Montag dran, am Dienstag folgten die Nummern drei und vier und so weiter. Die Inflation dezimierte die Löhne und frass alle Ersparnisse auf.

Als sich Comandante Chávez kurz nach seiner dritten Wiederwahl im Oktober 2012 nach Kuba absetzte, um den Zerfall seines vom Krebs zerrissenen Körpers ein paar Wochen hinauszuzögern, machte sich der Hunger in Venezuela bereits bemerkbar. Krankheiten wie Lepra, Tuberkulose und Gelbfieber, die längst ausgerottet schienen, breiteten sich wieder aus. Presidente Hugo Chávez sollte im Januar 2013 seine vierte Amtsperiode antreten.

Tatsächlich war der Comandante zu diesem Zeitpunkt vermutlich längst tot. Um Neuwahlen zu verhindern und die Nachfolge zu regeln, hielt man den Leichnam noch etwas am Leben, virtuell zumindest. Wie der Krebs im Körper von Chávez hatte sich das Regime in Venezuela festgefressen. Es hatte sich längst verselbständigt, brauchte Chávez nicht mehr. An seiner Stelle übernahm der Gewerkschafter und Buschauffeur Nicolás Maduro die Amtsgeschäfte.

Aus dem Spanischen von Alex Baur

Lesen Sie nächste Woche: In einem für Lateinamerika beispiellosen Exodus, der über 2,5 Millionen Venezolaner ins Exil treibt, verlässt auch unsere Autorin ihre Heimat, während Nicolás Maduro Venezuela weiter in den Abgrund führt.



Vanessa Rolfini wurde 1971 in Venezuela geboren; nach ihrem Journalismus-Studium arbeitete sie für die Stadtverwaltung von Caracas sowie für diverse Zeitungen. 2015 flüchtete sie nach Peru, wo sie einen kulinarischen Blog betreibt und Kochbücher verfasst.

SPD auf der Intensivstation

Von Thilo Sarrazin — Die SPD galt einst als Schutzmacht der kleinen Leute. Viele Bürger haben ihr das Vertrauen entzogen. Dieses lässt sich nicht durch Geschenke auf Kosten der Steuerzahler zurückerwerben.



Am 17. Januar klingelte der Postbote an meiner Haustür und übergab mir ein Schreiben des SPD-Generalsekretärs Lars Klingbeil, mit der Bitte, den Erhalt zu quittieren.

Wie ich erwartet hatte, ging es um den erneuten Antrag auf Parteiausschluss. Das hatte der Generalsekretär ja schon am 20. Dezember in einer Pressemitteilung verkündet. Beim letzten Ausschlussantrag acht Jahre zuvor war Andrea Nahles Generalsekretärin gewesen. Sie scheiterte damals, und Lars Klingbeil wird es nicht besser ergehen, denn eine politische Partei ist keine Wahrheitsfindungskommission, die über den Inhalt eines Sachbuchs und dessen Autor richten kann.

Der erneute Ausschlussantrag zeigt das Ausmass der Verzweiflung an, die offenbar in der engeren Parteiführung herrscht. In den bundesweiten Umfragen pendelt die SPD seit Monaten zwischen 14 und 15 Prozent, etwa gleichauf mit der AfD, und der Termin der Europawahl (26. Mai) rückt immer näher. So niedrig die Werte auch sein mögen, es geht offenbar immer noch tiefer. In der jüngsten Umfrage für Bayern (Institut Forsa) unterbietet die SPD noch ihr einstelliges Ergebnis bei der letzten Landtagswahl und liegt jetzt bei 6 Prozent.

Welche Autorität hat Nahles noch?

Altbundeskanzler Gerhard Schröder versuchte sich vor einigen Tagen als Notbremser und griff die Parteivorsitzende Andrea Nahles öffentlich scharf an. Sie verstehe nichts von Wirtschaft und könne es nicht, selbst ihren Kleidungsstil kritisierte er. Er erfuhr aus der Parteiführung sofortigen Widerspruch. Vor der Europawahl wird Andrea Nahles bestimmt nicht stürzen, aber welche Autorität hat sie noch?

Die ganze Hoffnung der SPD-Führung richtet sich jetzt offenbar darauf, dass die Partei als Mitglied der grossen Koalition in Berlin auf einem grossen Geldsack sitzt und jene Ressorts regiert, in denen über soziale Wohltaten entschieden wird, nämlich das Finanzministerium, das Familienministerium und das Sozialministerium. Im Sozialen sieht die SPD ihre Hauptkompetenz; ihr Gestaltungsanspruch beschränkt sich allerdings zunehmend darauf, finanzielle Wohltaten zu verteilen und vermeintliche Härten zu mildern:

— In diesem Geiste wurde bereits in den letzten Jahren die Anhebung der Altersgrenze in der Rentenversicherung zurückgedreht und die vorzeitige Verrentung mit 63 Jahren erleichtert.

— In diesem Geiste versucht die SPD-Linke, unterstützt von der Parteivorsitzenden Nahles, seit geraumer Zeit die von Gerhard Schröder 2004 durchgesetzten Reformen am Arbeitsmarkt zu verwässern und das Verweilen in der sozialen Hängematte erneut zu erleichtern.

— In diesem Geiste hat Sozialminister Hubertus Heil jetzt Vorschläge zur Erhöhung der



Wohltaten verteilen: SPD-Vorsitzende Nahles.

Grundrente für Geringverdiener vorgelegt, die den Bundeshaushalt jährlich mit 5 bis 15 Milliarden Euro belasten und mehr Ungerechtigkeiten schaffen, als sie beseitigen.

Die beitragsfinanzierte Sozialrente ist in Deutschland grundsätzlich nach der Zahl der Beitragsjahre und der Höhe der Beiträge gestaffelt. Dieser Zusammenhang sorgt für Finanzierbarkeit und angesichts der schmerzhaft hohen Beiträge auch für soziale Akzeptanz. Wer nur niedrige Beiträge zahlt oder grössere Erwerbzlücken hat, erhält ergänzend zum erworbenen Rentenanspruch Leistungen aus der staatlichen Grundsicherung, die sich am

Niveau der allgemeinen Grundsicherung ausrichten und so bemessen sind, dass Armut vermieden wird. Wer Grundsicherung bezieht, muss sich allerdings alle anderweitigen Einkommen anrechnen lassen. Das will Sozialminister Heil aushebeln: Geringverdiener sollen eine nicht durch Beiträge verdiente Rente bekommen, die sie besserstellt als die Grundsicherung und auch nicht mit Betriebsrenten oder anderen Einkommen verrechnet werden muss. Das wird nicht nur extrem teuer, sondern bringt zudem eine Fülle von Inkonsistenzen und neuen Ungerechtigkeiten mit sich. Es ist ungerecht gegenüber jenen Rentnern, die eine höhere eigene Beitragsleistung erbracht haben und eine vergleichbare Rente beziehen. Finanziert werden kann diese Privilegierung zudem nicht aus Sozialbeiträgen, sondern nur vom Steuerzahler.

Absenkung des Rentenniveaus

Das anrechnungsfreie Geschenk widerspricht zudem den Zwängen und Notwendigkeiten, die sich für die Altersversorgung in Deutschland aus der Demographie ergeben, und das führt zurück zur langfristigen Strukturverantwortung der SPD: Die bis Mitte der sechziger Jahre geborenen Babyboomer gehen in wenigen Jahren in Rente. Die dann in das Erwerbsleben nachrückenden Jahrgänge sind weitaus kleiner, so dass ab 2030 ein grosser Druck auf die Absenkung des Rentenniveaus und die Erhöhung des Steueranteils an der Rente entsteht. In den achtziger und neunziger Jahren hatte es auch in der SPD Bestrebungen gegeben, hierfür Vorsorge zu leisten. Durch die sorglose Politik der letzten Jahre wurde diese Vorsorge in ihr Gegenteil verkehrt.

Seit dem Beginn des Geburtenknicks Ende der sechziger Jahre sind fünfzig Jahre vergangen. In dieser Zeit stellte die SPD zwanzig Jahre lang den Bundeskanzler und dreissig Jahre lang den für die Renten zuständigen Minister. Sie tat in ihren Ämtern wenig bis nichts gegen den Geburtenrückgang und verdrängt mittlerweile die Problematik stärker denn je.

Stattdessen assistierte sie bei der Öffnung der Grenzen für die Masseneinwanderung von wenig Qualifizierten und hat bis heute kein Konzept dagegen. Das merken viele Bürger und haben auch deshalb der SPD, die früher als Schutzmacht der kleinen Leute galt, ihr Vertrauen entzogen. Dieses Vertrauen lässt sich nicht durch unsystematische und sozial ungerechte Geldgeschenke auf Kosten der Steuerzahler zurückerwerben, und berechtigte Kritik kann man nicht dadurch mundtot machen, dass man Querdenker wie mich aus der Partei ausschliesst.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Migrantenstädte statt Flüchtlingslager

Der anhaltende Migrationsdruck verlangt nach intelligenten Lösungen. Ein Ansatz ist die Gründung privat finanzierter, selbstverwalteter Städte in Afrika, schreibt *Günter Nooke*, der persönliche Afrika-Beauftragte von Bundeskanzlerin Angela Merkel in einem exklusiven Essay für die *Weltwoche*.



Eigenes Leben: von Samih Sawiris gegründete Haram City in Ägypten.

Das Schicksal Europas entscheidet sich in Afrika. Falls dieser Satz richtig ist, also der Migrationsdruck aus dem Süden die Stabilität der EU herausfordert, braucht es grundsätzlich neue Ansätze für eine europäische Afrikapolitik. Die Bekämpfung des Schlepperwesens durch «Ankunfts- und Ausschiffungszentren» direkt in (Nord-)Afrika ist gescheitert; die Sicherung der Aussengrenzen der EU nicht ausreichend. Statt um Entwicklungszusammenarbeit geht es um wirtschaftliche Entwicklung in Afrika. Investitionen von privaten Unternehmen werden nur stattfinden, wenn Risiken und Chancen im unsicheren Umfeld ausreichend bewertet werden können. Das ist heute in vielen Ländern Afrikas nicht der Fall.

Aufgrund der Bevölkerungsentwicklung und Bildungsinnovationen wird es dauerhaft eine grosse Anzahl von gutausgebildeten Menschen in Afrika auf der Suche nach Perspektiven für sich und ihre Familien geben. Sie ziehen vor allem vom Land in die Städte. 80 Prozent dieser Migranten bleiben in Afrika – noch. Zurzeit gibt es wohl in keinem EU-Staat eine demokratische Mehrheit dafür, auch nur die verbleibenden 20 Prozent aufzunehmen.



Politiker Nooke.

Was heisst es also, diesen Menschen, in Lagern untergebrachten oder auf den Strassen lebenden rückgeführten Migranten, nicht nur taktisch, sondern strategisch eine Wahloption anzubieten? Was kann ein angemessenes Angebot sein, wenn es in den nächsten drei Jahrzehnten nicht um einige 100 000 afrikanische Wirtschaftsmigranten, sondern um einige 100 Millionen geht?

Ein Ausweg aus diesem strategischen Dilemma besteht in der Schaffung geografisch definierter und klar administrierter «Inseln guter Regierungsführung». Die Verleihung des Wirtschaftsnobelpreises an Paul Romer im letzten Jahr bietet Anlass zur Diskussion.

Verschiedene mögliche Ansätze, die alle ihre jeweilige Berechtigung haben, sollten genauer geprüft werden. Immer geht es dabei im Sinne von Paul Romer um die Unterstützung von endogenem Wirtschaftswachstum. Dazu müssen die Menschen selbst beitragen, seien es normale Einwohner eines Landes, extrem Arme, Migranten oder Geflüchtete.

Der erste Ansatz sind die weitverbreiteten Sonderwirtschaftszonen (SWZ; auch Freihandelszonen, Freihäfen usw.) – Produktionsstätten mit einem eigenen, von der jeweiligen na-

tionalen Regierung und gegebenenfalls von weiteren Stakeholdern garantierten Rechtsrahmen mit Erleichterungen für Investoren. Gutfunktionierende SWZ befinden sich allerdings meistens in Ländern mit einem einigermaßen verlässlichen nationalen Rahmen. Wenn dieser nicht existiert, sind sie kein Aus-

Ein Ausweg aus diesem Dilemma besteht in der Schaffung von «Inseln guter Regierungsführung».

weg aus dem strategischen Dilemma. Ein positives Beispiel befindet sich in Marokko. In der sogenannten Automotive City dicht am Atlantikhafen von Tanger entstanden in den letzten Jahren über 100 000 Arbeitsplätze. Diese SWZ wurde mit höchster Absicherung «von Privaten für Private» aufgesetzt und fand mit europäischen Autobauern schnell Investoren, die andere nachzogen.

Frei handeln

Der zweite Ansatz bezieht sich auf Vorschläge, wie in fragilen Ländern oder bei fehlender «guter Regierungsführung» durch dritte Autoritäten oder Garantiemächte das nötige Vertrauen für Investoren geschaffen werden kann. Diese Vorschläge gehen auf Paul Romer selbst zurück und werden heute unter der

Überschrift «Freistädte» oder «refugees cities» diskutiert. Vorbild in der älteren Geschichte ist das Ende des 12. Jahrhunderts geschaffene Magdeburger Stadtrecht, wonach der Erzbischof nur noch die Einhaltung der Regeln garantierte und den Bürgern innerhalb der Stadtgrenzen erlaubte, ihrem Handwerk nachzugehen, Zünfte zu gründen und frei zu handeln. Die neuere Geschichte kennt Städte wie Hongkong oder das angrenzende Shenzhen. Erstere war von 1898 bis 1997 britisches Hoheitsgebiet, die zweite entstand 1980 unter Deng Xiaoping als erste «Special Economic Zone» Chinas, die eine besondere Wirtschaftspolitik und Gesetzgebung verfolgen konnte. Das Beispiel Shenzhen zeigt, wie wenig der Begriff Neokolonialismus passt, da diese Entwicklung bewusst angestrebt wurde, um Investoren anzuziehen. Gerade afrikanische Staatschefs betonten mir gegenüber oft, wie sehr sie am chinesischen Entwicklungsmodell interessiert seien und davon lernen wollten.

Ein dritter Ansatz vermeidet den extraterritorialen Ansatz von Romer, ist damit weniger stringent, aber politisch wohl leichter umsetzbar. Kilian Kleinschmidt, Joachim Rücker und Michael Castle Miller haben nachhaltige Entwicklungszonen (Sustainable Development Zones, SDZ) auf subnationaler Ebene vorgeschlagen. Dabei werden Elemente aus den anderen beiden Ansätzen und aus dem «Jordan Compact» von Alexander Betts und Paul Collier aufgegriffen. In Lagern lebende und andere Flüchtlinge und Migranten sollen explizit einbezogen werden. Eine SDZ kann in besonders fragilen Ländern auch «von unten», also auf der kommunalen Ebene und in den urbanen Zentren, initiiert und umgesetzt werden, wenn die jeweilige nationale Regierung zustimmt.

Von der internationalen Aufmerksamkeit wenig beachtet sind bisher die Aktivitäten des ägyptischen Milliardärs Samih Sawiris. Bereits vor über zehn Jahren gründete er südwestlich von Kairo eine Stadt, genannt Haram City. Derzeit verhandelt er ein ähnliches Projekt mit dem senegalesischen Präsidenten Macky Sall unweit von Dakar. Sawiris verzichtet auf die Verhandlung neuer gesetzlicher Rahmenbedingungen, weil diese in fast allen Ländern ähnlich und ausreichend seien, wenn sie denn auch durchgesetzt würden.

Die Grundidee für solche Städte ist ähnlich: Menschen, die ein sicheres Dach über dem Kopf haben, werden sich um ihr eigenes Leben und das ihrer Kinder kümmern. Wenn gleichzeitig dazu auch noch die Polizei ihre Arbeit macht und Sicherheit herstellt, dann nimmt eine positive Stadtentwicklung ihren Lauf. Damit sich Staatschefs darauf einlassen, Hun-

derte Quadratkilometer für solche Stadtgründungen freizugeben, braucht es erfolgreiche Modellstädte und einen konkreten Mehrwert für das Land.

Zu Sawiris' Idee gehört auch die dauerhafte Unterbringung von Migranten, im Verhältnis von 40 Prozent zu 60 Prozent Einheimischen, damit die jeweilige Regierung das Eigeninteresse behält und ihren Bürgern

und Wählern Erfolge vorzeigen kann. Für Deutschland wäre die Unterstützung des Konzepts überlegenswert, insbesondere wenn in solche Städte auch Rückführungen unproblematisch möglich würden. Auch hierdurch könnte ganz allgemein der Migrationsdruck auf Europa abgebaut werden.

Eher theoretischer Natur ist bisher das Modell von «Privat-

städten» von Titus Gebel, der darin einen grossen Zukunftsmarkt sieht, aber im Gegensatz zu Romer auf eine staatliche oder öffentliche Garantiemacht ganz verzichtet.

Ich bin der Auffassung, dass alle Lösungsvorschläge eine sachliche und intensive Diskussion erfordern. Sie alle verdienen in gut aufgesetzten Pilotprojekten den Realitätscheck! Gerade wenn man Stadtgründungen noch für zu ambitioniert hält, wäre zumindest der dritte Ansatz geeignet, unsere Werte und Interessen viel stärker zusammenzuführen, als wenn wir weiter auf UNHCR-Lager setzen.

Kein Denkverbot

Seit Januar ist Deutschland für zwei Jahre Mitglied des Uno-Sicherheitsrats in New York. Warum nicht einmal zu diesem Thema eine Debatte führen? Oder, noch besser, eine Resolution einbringen, um solch eine SDZ zum Beispiel in Libyen einzurichten? Die dafür notwendige Blauhelmission und die Interimsverwaltung brauchen ein Uno-Mandat, die Unterstützung und Finanzierung durch die EU und vor allem die Zustimmung der afrikanischen Staaten. Das könnte auf dem Weg zu einer wirklich europäischen Afrikapolitik ein wichtiger Meilenstein sein. Deutschland sollte bereit sein, den grösseren Teil der Finanzierung zu übernehmen. Investitionen europäischer Unternehmen in der SDZ sollten eine besondere Risikoabsicherung erhalten, damit schnell regionales Wachstum entsteht, von dem auch die angrenzenden Regionen profitieren können.

Die hier vorgestellten «Inseln der guten Regierungsführung» dürfen kein Denkverbot darstellen, auch wenn solche Entwicklungszonen oder Freistädte von einer nationalen Regierung einen gewissen – zeitlich und räumlich begrenzten – völkerrechtlichen Souveränitätsverzicht erfordern. ○



Nobelpreisträger Romer.

Deutschland

Neorealismus

«So etwas wie 2015» dürfe sich nicht wiederholen. Darüber ist sich Europa endlich einig.

Es war keine Überraschung, dass sich die deutsche Flüchtlings-NGO «Pro Asyl» aufregte. Schliesslich hatte eine Spitzenpolitikerin gefordert, straffällige Migranten ruckzuck auszuschaffen – notfalls ohne den langwierigen und teuren Umweg über ein Gerichtsverfahren. Überraschend war allerdings, wer den Vorschlag gemacht hatte: Annalena Baerbock, Vorsitzende der deutschen Grünen und bis vor kurzem glühende Verfechterin der Willkommenskultur. Heute reden auch Linke und Grüne so wie früher der als Nazi verfeimte politische Gegner. Ex-SPD-Chef Sigmar Gabriel warf seiner Partei im Umgang mit dem Migrationsthema Naivität vor – er, der einst mit einem «Refugees welcome»-Button im Parlament sass.

Mittlerweile diskutiert sogar die Partei der Flüchtlingskanzlerin Angela Merkel die «Vorgänge» vom September 2015 kritisch. Die neue CDU-Vorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer lud zu einem «Werkstattgespräch» mit Experten. Freilich drückt man sich bei den Christdemokraten noch immer davor, den unkontrollierten Zustrom von weit über einer Million Migranten beim Namen zu nennen. Verdreckt war nur die Rede davon, dass sich «so etwas wie 2015» nicht wiederholen dürfe. Doch der Ton ist ein neuer. Als mögliche Lösung wurden sogar Flüchtlingsstädte vorgeschlagen, nach dem Vorbild palästinensischer Flüchtlingslager. (Reflektierter und klüger erörtert Günter Nooke, Afrika-Spezialist der Kanzlerin, eine ähnliche Idee; siehe Artikel nebenan.)

Türkisch- statt Englisch-Unterricht?

Nicht nur in Deutschland, auch in der Europäischen Union ist mehr Realismus eingekehrt. Von einer Umverteilung von Migranten redet niemand mehr ernsthaft. Eine Umfrage in zehn EU-Ländern ergab deutliche Mehrheiten gegen eine weitere Zuwanderung.

Ganz haben die Multikulti-Freunde freilich noch nicht die Waffen gestreckt, wie der jüngste Vorschlag des Integrationsrates in Deutschlands grösstem Bundesland, Nordrhein-Westfalen, belegt: Er verlangte, an Grundschulen den Englisch- durch Türkisch-Unterricht zu ersetzen – um die Integration zu erleichtern. *Wolfgang Koydl*



Existenzkampf: Fünf-Sterne-Chef Di Maio.



Theatralisch: französischer Präsident Macron.

«Bigott, geldgierig und vulgär»

Rasch waren die Schuldigen gefunden beim jüngsten Eklat zwischen Italien und Frankreich: die ruppigen Populisten in Rom, natürlich. Komplet falsch, sage ich – und rufe Frankreichs Meisterdichter Stendhal in den Zeugenstand. Von Nicholas Farrell

«Nach monatelangen Provokationen durch Rom ...» – diese Formel dominiert die Berichterstattung über den eskalierenden Krieg der Worte zwischen Frankreich und Italien, der im vergangenen Sommer begann. Die armen Franzosen sind also Opfer dieser bösen Italiener, genauer gesagt: dieser bösen italienischen Populisten. Doch wie so oft entspricht das Mediennarrativ nicht der Wahrheit.

«Nach Monaten inakzeptabler Provokationen» seitens der italienischen Koalitionsregierung von Fünf-Sterne-Bewegung und rechtsradikaler Lega hat Präsident Emmanuel Macron also in der vergangenen Woche seinen Botschafter aus Italien abgezogen. Es wurde darauf hingewiesen, dass die französische Regierung einen solch dramatischen Schritt zuletzt im Juni 1940 unternommen habe, als Mussolini Frankreich den Krieg erklärte.

Der Verweis auf Mussolini hat natürlich den Vorteil, dass man die italienischen Populisten von heute mit den einstigen Faschisten gleichsetzen kann.

Schuld an diesem Krieg zwischen den beiden Kernländern der Europäischen Union haben jedoch Macron und die liberalen Imperialisten, nicht die populistischen *sovraniisti* in Italien.

Macron und seine liberal-elitäre Regierung haben immer wieder provoziert, seit die italienischen Populisten im Juni 2018 an die Macht kamen. Die Entscheidung, den französischen Botschafter abzuberufen, ist nur das jüngste, in seiner Überzogenheit vollkommen absurde Beispiel.

Vorwand war der spontane Besuch von Luigi Di Maio, dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Italiens, der sich mit Vertretern der *gilet jaunes* treffen wollte. Di Maio, Chef der Fünf Sterne, möchte bei den Europawahlen im Mai

gemeinsam mit den Gelbwesten antreten. Die euroskeptischen *sovraniisti*, die für ein «Europa der Vaterländer» plädieren, führen einen Existenzkampf gegen eurofreundliche *imperialisti* wie Macron, die «mehr Europa» wollen.

Sollten die Euroskeptiker in den Maiwahlen deutlich zulegen, würden sie im neuen Europaparlament zu einer einflussreichen Macht. Diese Perspektive dürfte Macrons theatralisches Gebaren gegenüber Italien erklären, von seinen miserablen Umfragewerten ganz zu schweigen.

Lieber Lepra als Macron

Was hat diesem Möchtegern-Jupiter nicht gepasst? Di Maios Besuch, der «wiederholten grundlosen Angriffen» auf Frankreich folgte, habe «die elementarsten diplomatischen Gepflogenheiten» verletzt, erklärte das französische Aussenministerium. Weil der Besuch «unangekündigt» war, das heisst, weil Di Maio die Franzosen nicht informiert hatte. Echt jetzt? Fällt Macron wirklich nichts Besseres ein?

Im vergangenen Jahr war es die französische Regierung, nicht die italienische, die wiederholt provozierte. Im letzten Sommer, als der italienische Innenminister Matteo Salvini sogenannten Rettungsschiffen mit illegalen Migranten an Bord das Anlegen in italienischen Häfen untersagte, bezeichnete Macron diese Entscheidung als «verantwortungslos» und «zynisch», einer seiner Mitarbeiter sprach von «ekelhaft».

Dabei hat die französische Polizei seit Anfang 2017 rund 60 000 Migranten, die beim Überqueren der französischen Grenze aufgegriffen wurden, umgehend nach Italien zurückgeschickt. Als Salvini im Januar verlangte, Frankreich solle dreissig verurteilte kommunistische

italienische Terroristen ausliefern, die dort seit Jahrzehnten Asyl gefunden haben, erklärte Macrons Europaminister: «Schicken Sie uns die Dokumente, dann werden wir jeden Fall überprüfen.» Dabei besitzen die Franzosen die Dokumente seit Jahren.

Macron vergleicht den Populismus mit «Lepra». Salvini jedoch ist ausserordentlich beliebt, während liberale Imperialisten wie Macron ausserordentlich unbeliebt sind. Er sollte sich vielleicht fragen, warum sich die Wähler lieber für Lepra als für ihn entscheiden.

Der französische Schriftsteller Stendhal liebte die Italiener und verbrachte einen grossen Teil seines Lebens in Italien. Sein eigenes Volk verachtete er. Die Franzosen, schrieb Stendhal, seien bigott, gekünstelt, geldgierig und unverbesserlich vulgär. Sie sündigten nicht aus Liebe oder Hass, sondern nur um des persönlichen Vorteils willen. Die Italiener dagegen seien natürlich und unbefangen und infolgedessen ebenso ehrlich in ihren Leidenschaften wie in ihren Sünden. Sie würden von ihren Gefühlen beherrscht, mitunter bis zum Wahnsinn.

Vittorio Feltri, beliebter Gast in politischen Talkshows und Herausgeber des Mailänder *Libero*, schrieb kürzlich: «Macron, der seit Jahrzehnten mit der Grossmutter ins Bett steigt, wagt es, uns zu beleidigen, die wir uns mit seinem Champagner den Hintern waschen? [...] Soll er sich mit der Grossmutter in die Seine stürzen und aufhören, den Oberlehrer zu spielen.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Nicholas Farrell, 60, studierte in Cambridge Geschichte. 1998 siedelte er nach Forlì in Italien über, wo er mit seiner italienischen Frau und sechs Kindern wohnt.

Tiefschläge aus Brüssel

«Lügner», «Hölle» und «Lepra». Die EU schrillt im Ringen um den Brexit mit ungeahnten Beleidigungen. Ist die Verzweiflung so gross? Von Rolf Hürzeler



«Endlich ist der Himmel unser Handelspartner»: Brexit-Befürworter auf dem Weg zur Hölle.

EU-Rats-Präsident Donald Tusk provozierte bewusst. «Ich denke manchmal darüber nach, wie der besondere Platz in der Hölle für jene aussieht, die den Brexit vorangetrieben haben, ohne auch nur die Skizze eines Plans zu haben, ihn sicher über die Bühne zu bringen», las er letzte Woche von einem Manuskript ab.

Wie bei vielen EU-Politikern liegen bei Tusk sechs Wochen vor dem ominösen 29. März die Nerven blank. An diesem Tag will Grossbritannien erklärtermassen die EU verlassen – nach dem derzeitigen Stand der Dinge ohne einen Vertrag. Das ist genau das, was niemand wollte in Brüssel, und lässt Politiker zu Injurien gegen «Brexit-Populisten» hinreissen.

Tweet gegen zuckerkrankte May

Tusk löste nicht den ersten Sturm der Empörung aus. Am EU-Gipfeltreffen in Salzburg im letzten Spätsommer twitterte er zu einem Foto mit Theresa May beim Kuchenschneiden: «Kein Rosinenpicken!». Das kam schlecht an; die britische Regierungschefin leidet an einer schweren Zuckerkrankheit. Am gleichen Treffen gab Emmanuel Macron einen drauf und bezeichnete die Brexit-Befürworter durchwegs als «Lügner». Der französische Staatspräsident scheint angesichts der anstehenden Europawahlen die Contenance leicht zu verlieren; so bezeichnete er die «populistische» italienische Koalitions-

regierung als Teil einer «nationalistischen Lepra», die Europa bedrohe.

Auch nach Tusks höllischem Gedanken waren die Briten *not amused*. «Gehässig», kommentierte die konservative Fraktionsführerin Andrea Leadsom. Parteikollege Simon Clarke doppelte nach: «Tusk zwingt mich, einen No-Deal-Austritt zu unterstützen.»

Tusk ist nicht der Einzige in Brüssel, der die Beherrschung und den Anstand verliert. EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker übertreffe Tusk locker, sagt Europarlamentarier und Publizist Daniel Hannan: «Die Erklärung, warum wir die EU verlassen, umfasst drei Worte: Jean. Claude. Juncker.» Hannan erinnert daran, dass Juncker Theresa May immer wieder in Brüssel auflaufen und gar ein vertrauliches Gespräch an die Medien durchsickern liess.

Natürlich sind die britischen Brexit-Befürworter keine Chorknaben. Gut erinnert man sich daran, wie der britische Aussenminister Jeremy Hunt die EU mit der Sowjetunion verglich. Aber Juncker treibt das «Wie du mir, so ich dir» immer tiefer unter die Gürtellinie. Letzte Woche fraternisierte er offen mit dem irischen Premierminister Leo Varadkar, dem wichtigsten Gegner der Briten in der Nordirlandfrage. Laut *Daily Mail* will Juncker nun am Abend des 29. März in Dublin mit Varadkar auf den Brexit anstossen. ○



Inside Washington

Grenzen gesprengt

Trump punktet mit seiner Rede an die Nation: «Wir brauchen die Mauer jetzt.»

Erstaunlich, was eine Rede bewirkt! Das Umfrageinstitut Rasmussen Reports* verortet Donald Trumps Beliebtheit nach seiner Rede an die Nation bei 52 Prozent, dem bisherigen Höchstwert. Der wichtigste Teilhaber von Rasmussen, Ted Carroll, erklärt uns, dass Trumps «markant höherer Zuspruch» in der öffentlichen Meinung auf viele Faktoren zurückzuführen ist: «Das Ende des Shutdown in Washington, eine bemerkenswert gut aufgenommene Rede an die Nation, wachsendes Konsumentenvertrauen und eine Reihe von Skandalen bei den Demokraten, darunter Rassismus und sexuelle Übergriffe.» Carroll verweist auch auf den radikalen, weitem kritisierten «Green New Deal» der New Yorker Abgeordneten Alexandria Ocasio Cortez. Die Vorsitzende des Repräsentantenhauses, Nancy Pelosi, amüsierte sich über dieses linke Projekt mit den Worten: «Ein grüner Traum oder was immer das genau sein soll. Niemand weiss es, aber alle sind dafür – oder etwa nicht?»

Trump setzte bei seiner Rede an die Nation voll auf die illegale Einwanderung. Gemäss dem TV-Nachrichtensender CBS teilen 72 Prozent der Zuschauer seine Befürchtungen wegen der Migration. Das Umfrageinstitut Gallup machte eine Untersuchung publik, laut der sich 42 Millionen Latinos Amerika als neue Heimat wünschten – darunter fünf Millionen, die dieses Ziel noch dieses Jahr anstreben.

Trump twitterte flugs: «Gallup-Umfrage: Offene Grenzen locken rund 42 Millionen Lateinamerikaner an. Das wäre eine Katastrophe für die USA. Wir brauchen die Mauer jetzt!» Bleibt einzig abzuwarten, ob Trumps Tweets und seine hohen Akzeptanzwerte für den Bau einer Mauer reichen. Die Uhr tickt unerbittlich bis zur nächsten Konfrontation mit dem Kongress. *Amy Holmes*

* Die Autorin arbeitete während der Präsidentschaftswahlen 2016 für Rasmussen. Das Institut sagte die Resultate am genauesten voraus.

Niemand wollte Juden aufnehmen

An der Konferenz von Evian 1938 weigerte sich die westliche Staatengemeinschaft, eine Lösung für die verfolgte jüdische Bevölkerung in Deutschland zu finden. Hitler triumphierte. Etwas Hilfe kam von einzelnen Nationalstaaten, auch von der Schweiz. *Von Pierre Heumann*

Im Sommer 1938 suchen Delegierte aus 32 Ländern gemeinsam nach Asylnöglichkeiten für jüdische Deutsche. Eine globale Lösung scheitert. Eine beschränkte Solidarität mit den Verfolgten kommt aber von Nationalstaaten.

Als die Lage für die Juden in Deutschland in den 1930er Jahren von Tag zu Tag prekärer wird, suchen rund 150 000 deutsche Juden eine neue Heimat – oder zumindest ein vorübergehendes Asyl, in dem sie vor Verfolgungen der Nazis sicher sind. Aber wegen der Wirtschaftskrise in Europa und in den USA stösst die Aufnahme von Flüchtlingen auf Widerstand. Die Angst geht um, sie würden den Einheimischen Jobs wegnehmen. Deshalb setzt Washington auf eine international breit abgestützte Lösung. Die Zeit drängt. Nach dem «Anschluss» Österreichs ans Deutsche Reich 1938 ist die Lage noch bedrohlicher. Die Entrechtung der 200 000 Juden in Österreich verschlimmert die humanitäre Katastrophe und erhöht den Auswanderungsdruck. Trotz der zunehmenden Not – oder gerade ihretwegen – werden die Migrationskontrollen in den Nachbarländern des Deutschen Reichs verschärft.

An erster Stelle der Asylgesuche stehen die USA. Doch auch in Amerika baut sich Widerstand gegen eine Erhöhung der Einwanderungsquoten auf. In Washington steigt zwar einerseits der Druck, den Verfolgten beizustehen. Aber Präsident Franklin D. Roosevelt kam mitten in der Grossen Depression an die Macht, Isolationisten dominieren die Innenpolitik, und im US-Aussenministerium sitzen Spitzenbeamte, die der Einwanderung feindlich gesinnt sind. Roosevelt möchte deshalb die humanitäre Herausforderung, den jüdischen Flüchtlingen zu helfen, auf mehrere Länder verteilen. Da Washington den Völkerbund nicht anrufen kann, weil die USA nicht Mitglied sind, muss sich Roosevelt etwas einfallen lassen. Um trotzdem den Anschein zu erwecken, dass er etwas zur Linderung der Not jüdischer Flüchtlinge unternahme, beruft Roosevelt eine internationale Konferenz ein.

Wunsch der Amerikaner

Als Austragungsort schwebt dem Amerikaner eine Stadt in der Schweiz vor, am ehesten Genf, der Sitz des Völkerbunds. Das bringt den Bundesrat in eine heikle Situation. Den Wunsch der amerikanischen Regierung, die Konferenz möge ihre erste Sitzung in einer Schweizer Stadt abhalten, sieht man in Bern «nicht sehr



«Wenn möglich nicht in der Schweiz»: Luxushotel «Royal» in Evian am Genfersee.

gerne», wie es Ende März 1938 in einem internen Schreiben des Aussendepartements heisst. Bern befürchtet, dass sich das Gremium «vielleicht später entschliessen könnte, weiterhin bei uns zu bleiben». Daran habe die Schweiz «angesichts unserer Einstellung zum Emigrantenproblem augenscheinlich gar kein Interesse», schreibt das Politische Departement. Zwei Wochen später heisst es in einem Schreiben des Justizdepartements an den Chef des Aussendepartements, Giuseppe Motta: «Die Konferenz sollte wenn möglich nicht in der Schweiz tagen.»

Weigerung des Bundesrats

Frankreich bietet Evian am Genfersee als Tagungsort an. Das Luxushotel «Royal» sei geeignet, um die Delegierten willkommen zu heissen. In der Tat ist der Ort so attraktiv, dass die erste Sitzung nicht gut besucht ist. «Alle Delegierten machten sich einen schönen Tag», erinnert sich später der Hotelmanager. «Sie genossen den See und spielten abends im Kasino.»

Die Weigerung des Bundesrats, die Konferenz in die Schweiz einzuladen, war «vorausschauend abzuwägender Aussenpolitik geschuldet», sagt der Schweizer Historiker Jacques Picard: «Die Regierung wollte die gerade wieder gewonnene integrale Neutralität der Schweiz betonen.» Eine Flüchtlingskonfe-

renz auf Schweizer Boden hätte zudem als Bereitschaft der Schweiz missverstanden werden können, Flüchtlinge ins Land aufzunehmen. Das hätte das Verhältnis zu Nazideutschland getrübt. Immerhin hatte die Schweiz im Sommer 1936 mit anderen Staaten ein provisorisches Arrangement unterzeichnet, auf Rückstellungen zu verzichten. «Das war ein erstes Zeichen zu einem humanistischen Völkerrecht im Sinn der späteren Flüchtlingskonvention von 1951», sagt Picard.

So gross die Herausforderung auch ist, den verfolgten Juden aus dem Deutschen Reich beizustehen, so bescheiden ist die internationale Solidarität. Gleich zu Beginn stellen die USA klar, dass die Konferenz das Problem kaum lösen könne. Jeder Delegierte erwartet, dass ein anderes Land die Misere der Juden behebt.

«Kein Interesse»

Schon die Einladung zur Konferenz bleibt im Vagen. Das Meeting wird als Forum gepriesen, Ideen und Informationen auszutauschen, um zu erkunden, was man gegen die Krise tun könne. Als Resultat der Konferenz sollte die High Commission for Refugees gegründet werden, mit Sitz in London. Von niemandem werde aber erwartet, mehr Flüchtlinge aufzunehmen, als es die bestehende Gesetzgebung in den einzelnen Ländern zulasse, heisst es im

Einberufungsschreiben. Man sucht darin vergeblich nach dem Begriff «jüdische Flüchtlinge». Stattdessen ist die Rede von «politischen Flüchtlingen».

Kein europäisches Land erklärt sich denn auch im Laufe der Konferenz bereit, Flüchtlinge aufzunehmen oder wenigstens die Einreisebedingungen zu lockern. Auch der Schweizer Vertreter in Evian, Heinrich Rothmund, denkt nicht an eine Öffnung der Grenzen. Der Chef der Fremdenpolizei gibt zu Protokoll, von einer unbegrenzten Einwanderung überfordert wäre und dass die Schweiz lediglich «Transitland» sei, in dem sich die Flüchtlinge auf ihre Auswanderung in andere Länder vorbereiten könnten.

«Haben Sie einen anderen Globus?»

Sogar der für Juden wichtigste Zufluchtsort bleibt gesperrt: Palästina, das unter britischer Kontrolle steht. London hat schon vor der Konferenz darauf bestanden, dass über die Einwanderung von Juden nach Palästina nicht diskutiert werde. Die Briten befürchten, dass sie unter Druck gesetzt werden könnten, die Quoten für die Einwanderung von Juden nach Palästina zu erhöhen, was die Araber nicht tolerieren würden.

Dass kein Land bereit ist, grosse Kontingente von jüdischen Flüchtlingen aufzunehmen, und sich höchstens für die provisorische Einreise ausspricht, wird in Berlin mit grosser Genugtuung registriert. In der Folge wird Evian von den Nazis als Propaganda benutzt, um die antisemitische Politik Deutschlands zu rechtfertigen. Kaum ist die Konferenz zu Ende, spottet das Nazi-Organ *Völkischer Beobachter*: «Niemand will sie haben – sinnlose Debatte an der Juden-Konferenz in Evian.» So gesehen, ist

die Konferenz kontraproduktiv. Hitler kann nun behaupten, dass die Juden, die er nicht will, auch in anderen Staaten nicht willkommen seien. Im September 1938, zwei Monate vor dem Pogrom in deutschen Städten, macht er sich über die Heuchelei der demokratischen Staaten lustig, die einerseits seine «grenzenlose Grausamkeit» anprangern, andererseits nichts anderes als leere Versprechungen offerieren würden.

Ironischerweise habe die Konferenz niemand besser analysiert als die Nationalsozialisten, schreibt der australische Historiker Paul R. Bartrop in seinem 2018 erschienenen Buch über die Konferenz von Evian. Sie realisierten, dass die einzelnen Länder vor allem darauf Wert legten, gut auszusehen, und weniger darauf, den Verfolgten tatsächlich zu helfen. Der Absicht der Nazis – ein Europa ohne Juden – sei Evian sogar entgegengekommen, schreibt der deutsche Historiker Peter Longerich in seiner Hitler-Biografie. Das an der Konferenz beschlossene «Intergovernmental Committee on Political Refugees» sollte künftig Modalitäten für die Auswanderung erarbeiten, und zwar in Absprache mit dem Deutschen Reich. Damit ergab sich für Berlin die Möglichkeit, die Vertreibung der Juden aus dem Reichsgebiet zu einem international zu lösenden «Problem» zu machen.

Obwohl die Flüchtlingsnot in Evian nicht einmal ansatzweise gelindert wurde, bezeich-

net Bartrop die Konferenz als «erfolgreich». Diese habe die Zielsetzungen der Teilnehmer und vor allem Roosevelts erreicht. Der US-Präsident wollte den Nazis diplomatisch mitteilen, dass er deren Diskriminierung von Juden nicht akzeptiere, ohne jedoch Hitler zu brüskieren. Die Konferenz sandte auch ein innenpolitisches Signal aus: Es richtete sich an diejenigen, die

das amerikanische Immigrationsgesetz liberalisieren wollten. Das Ergebnis, meint Bartrop, müsse aufgrund der Absichten der Initianten im März 1938 beurteilt werden, nicht anhand des Massensmords an den Juden. Niemand habe damals ahnen können, dass Hitler die Ermordung von Juden im Sinn hatte, meint Dina Porat, die Chefhistorikerin der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Es sei schlicht «zu unglaublich» gewesen, «um geglaubt zu werden», schreibt der Holocaust-Forscher Raul Hilberg.

Während die internationale Tagung keine Erleichterung brachte, kam etwas Hilfe, so bescheiden

sie auch war, zeitweise von Nationalstaaten. Zwischen 1933 und 1945 nahm die Schweiz rund 60 000 zivile Flüchtlinge auf, rund die Hälfte davon waren Juden – «eine ansehnliche Leistung, die heute nur allzu oft unerwähnt bleibt», meint der Historiker Picard, «auch wenn dies die Rückweisung vieler Flüchtlinge nicht vergessen machen kann».

Evian liess die bedrohten Juden ohne Hoffnung. Golda Meir, die spätere Premierministerin Israels, die die Debatten als Beobachterin verfolgt, sagte einmal: Bevor sie sterbe, hoffe sie noch erleben zu dürfen, dass ihr Volk nicht mehr auf die Sympathie anderer angewiesen sei. Und Zionistenführer Chaim Weizmann meinte lakonisch, dass die Welt in zwei Teile geteilt sei: Im einen könnten Juden nicht leben, und der andere sei für sie geschlossen. Die ausweglose Lage wird in einem jüdischen Witz aus jener Zeit thematisiert: Ein jüdischer Deutscher erkundigt sich in einem Reisebüro nach möglichen Reisezielen, um das Dritte Reich zu verlassen. «Wohin wollen Sie denn?», fragt der Mitarbeiter im Reisebüro. «In die Schweiz.» Das gehe leider nicht, weil sie restriktiv geworden sei. «Brasilien?» Sei leider auch nicht mehr an Einwanderern interessiert. «Wie wär's mit den USA?» Es tue ihm leid, aber die hätten tiefe Quoten. «Neuseeland?» Dort gebe es leider keinen Platz. Nachdem mehrere weitere Ziele nicht in Frage gekommen sind, denkt der Jude kurz nach und meint zum Mann im Reisebüro: «Haben Sie vielleicht einen anderen Globus?»

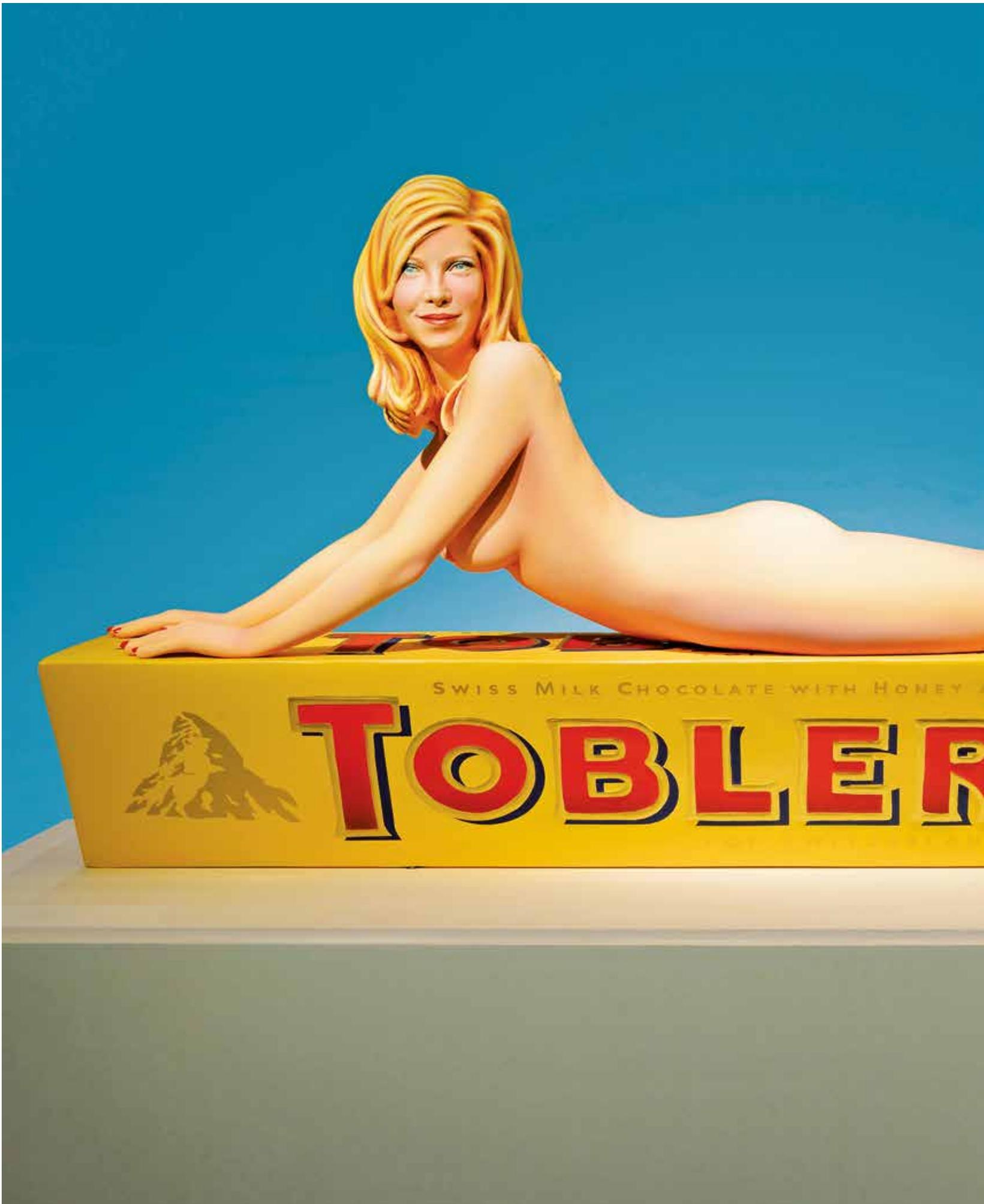


Fremdenpolizeichef Rothmund.

Die Schweiz ist «überfordert» und für Flüchtlinge lediglich ein «Transitland».



Heuchelei der demokratischen Staaten: Novemberpogrome, 1938.



Doppelt aus der Zeit gefallen: «Toblerone Tess» von Mel Ramos, 2013.



Ikone der Woche

Neue Reinheit

Von Peter Keller

Mel Ramos' Bilder haben lange und selbst bei Feministinnen nicht mehr als ein amüsiertes Schulterzucken hervorgerufen: nackte oder halbnackte Pin-ups in Süßigkeitenfarbe, die zwar nicht wie Botticellis Venus einer Jakobsmuschel entsteigen, dafür aber auf Zigarettenschachteln sitzen, Ketchup-Flaschen umarmen oder andere, irgendwie phallisch daliegende Objekte belagern.

Die Kombination aus Playmate, Porno-Pop und Markenbesessenheit empörte ganz am Anfang während der sexuellen Revolution der sechziger Jahre – Ramos' erster Schaffensphase – und eckt heute wieder an. Nahmen zunächst konservative Kreise Anstoss an den nackten Darstellungen, kommt die Kritik mittlerweile von progressiver Seite. Der Zeitgeist wandelt sich, der Biedersinn dahinter ist der gleiche.

In den sechziger Jahren begann der in Sacramento, Kalifornien, als Sohn eines Fischers und einer Hausfrau geborene Ramos, Pin-ups und Superhelden zu zeichnen, wechselte bis zu seinem Tod am 14. Oktober 2018 nie das Motiv. Die hier abgebildete «Toblerone Tess» von 2013 unterscheidet sich stilistisch kaum von «Miss Grapefruit Festival» (1964).

Verbannung als Befreiung

Ramos malte Frauengesichter, die ihm gefielen, und kopierte sie auf die Körper von Marilyn Monroe und Jane Russell, für die er eine besondere Schwäche hatte, er malte hedonistisch, konsumbesessen, aber auch, bei genauerem Hinschauen, überaus hintersinnig. Anders ist hingegen die heutige Welt, die die Bilder umgibt: die Toblerone ist halal geworden, «rein» nach islamischen Recht. Wobei auch hier jede Empörung zu kurz greift. Die urschweizerische, dem Matterhorn nachempfundene Schokolade gehört längst einem US-amerikanischen Nahrungsmittelkonzern. Der Halal-Entscheid war unternehmerisch motiviert. Warum freiwillig auf Hunderte Millionen potenzieller muslimischer Käufer verzichten?

In der Prüderie berühren sich die Extreme. Zeitungen, Werbungen, Filme haben nackte oder unterbekleidete Frauenbilder, Seite-1-Girls und sonstige Playmates weitgehend abgeschafft. Das freut die Feministinnen und die Mullahs. Die Verbannung des weiblichen Körpers als Befreiung zu feiern, wird sich noch als fatales Missverständnis erweisen. So erscheint Ramos heute als doppelt aus der Zeit gefallen, der Tod des Künstlers und das Ende der öffentlichen Nacktheit vereinigen sich in ihrem gemeinsamen Abgang.

Als Fredy Knie Hitler den Handschlag verweigerte

Der Circus Knie feiert sein 100-Jahr-Jubiläum. Ein Gespräch mit Rolf Knie über Völkerschauen, Kleinwüchsige in der Manege und den Aufstieg des Schweizer National-Circus zum bedeutendsten Kulturbetrieb des Landes. *Von Rico Bandle*

Es fühlt sich an wie in einem Fellini-Film: 35 Künstler aus aller Welt stehen in der nachgebauten Manege oder wärmen sich nebeneinander auf, die Halle ist voll von Elefanten, Zebras und Giraffen aus Pappmaché, nachgebauten Zirkuswagen und Artistikgeräten. In einem Nebenraum hängen 220 prächtige Kostüme aus allen Epochen der Dynastie Knie. Und mittendrin steht Rolf Knie, der Patron, der Anweisungen gibt, der alles im Griff hat.

Hier, im Innovationspark beim Flugplatz Dübendorf, wird für «Knie – Das Circus Musical» geprobt, das anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums des Schweizer National-Circus auf die Bühne kommt. Ein Riesenspektakel, das Budget soll gegen acht Millionen Franken betragen. Rolf Knie, der den elterlichen Betrieb 1984 verliess, um fortan als Clown, Kunstmaler und eigenständiger Zirkusunternehmer (Salto Natale, Ohlala) zu arbeiten, ist Autor, Regisseur und Produzent in Personalunion.

Obwohl er schon lange nicht mehr mit dem Circus Knie auf Tournee geht, ist er noch immer eng mit dem Unternehmen verbunden, als Verwaltungsrat und Eigner von 30 Prozent der Knie-Aktien.

Sie zeichnen in dem Musical die Geschichte der Dynastie Knie nach. Welches sind die erstaunlichsten Kapitel?

Wichtig für die Story sind die emotionalen Momente. Ich möchte drei hervorheben: Friedrich Knie (1784–1850), der Gründer der Dynastie, wurde in Wien vom Hof gejagt, weil er sich einer Gauklerfamilie anschloss. Im Moment, als er sich mit dem Vater versöhnt, stirbt dieser. Berührend ist auch, wie die vier Knie-Brüder 1919 gegen den Willen ihrer Mutter den Schweizer Na-

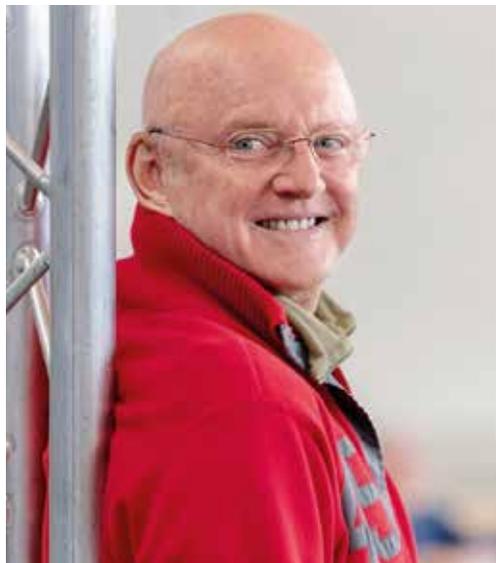
«Wir hatten praktisch keine Zuschauer mehr und spielten in erster Linie für die Armee.»

tional-Circus gründen. Die Mutter, die starke Frau in der Familie, verweigert ihnen jegliche finanzielle Unterstützung. Im Musical beklagt sie in einem Lied, dass sie den Einfluss über ihre grössenwahnsinnigen Söhne verloren hat. Eine weitere wichtige Szene spielt im Zweiten Weltkrieg: Mein Vater Fredy Knie wird von der deutschen

Propaganda gezwungen, in Berlin aufzutreten, vor Adolf Hitler. Er hat grosse Gewissensbisse, findet aber einen Weg, um dem Diktator die Hand nicht schütteln zu müssen.

Er trat vor Hitler auf?

Das war 1943. Deutschland hatte angedroht, keine Artisten mehr in die Schweiz zu lassen, sollten mein Vater und sein Bruder Rolf nicht im berühmten Variété Wintergarten in Berlin auftreten. Ohne Artisten aus dem Ausland hätten wir den Zirkus schliessen müssen. Die beiden fuhren also mit ihren Elefanten und Pferden in die deutsche Hauptstadt, traten vor Hitler auf,



«Eine Freak-Show hatten wir nie»: Rolf Knie, 69.

mein Vater verweigerte ihm aber den Handschlag. Die Brüder reisten so schnell wie möglich wieder ab. Kaum hatte der Zug mit den Tieren in den Güterwagen die Stadt verlassen, geriet Berlin in den Bombenhagel der Alliierten. Die Reichs-«Wochenschau» berichtete über das Gastspiel, ich habe den Beitrag kürzlich gesehen.

Der Circus Knie stellte während des Kriegs der Schweizer Armee seine Pferde zur Verfügung. Wie kam das?

Wir hatten praktisch keine Zuschauer mehr und spielten in erster Linie für die Armee. Man half sich gegenseitig. Auch unsere Elefanten waren ab und zu für die Armee im Einsatz. Die holen dir jedes feststeckende Fahrzeug aus dem Dreck!

Weshalb liess sich die österreichische Artistenfamilie Knie Ende des 19. Jahrhunderts ausgerechnet in der Schweiz nieder?

Die Knies reisten damals mit ihrer Freiluftarena von Ort zu Ort. Ab 1880 gastierte die Truppe zunehmend in der Schweiz. In Rapperswil fanden sie eine feste Bleibe. Doch eine Niederlassungsbewilligung zu erhalten, war nicht einfach. Ich habe im Archiv Dokumente dazu gefunden. Mutter Marie Knie wurde von den Amtsherren gefragt: «Wie viel Geld haben Sie?» Sie gab 10 000 Franken an. Die Beamten bezichtigten sie der Lüge und lehnten das Gesuch zuerst ab. Die Rapperswiler wollten keine Fahrenden, keine Gaukler, das geht aus den Protokollen klar hervor. Dank dem Verhandlungsgeschick meines Grossvaters Friedrich durfte die Familie dann doch bleiben. Die Einbürgerung erfolgte am 26. Dezember 1900 in Gerlikon TG.

Weshalb nicht in Rapperswil?

Das weiss ich nicht, womöglich war das Einbürgerungsverfahren dort einfacher.

Im Jahre 1919 gingen die vier Brüder Friedrich, Rudolf, Karl und Eugen Knie erstmals mit einem Zelt auf Tournee und nannten das neue Unternehmen Schweizer National-Circus. Wie kamen sie zu dem Namen? Er erinnert ja eher an zentralistische Staaten, wo es auch Staatsopern und Nationaltheater gibt. Musste der Bundesrat sein Einverständnis geben?

Nein, es gab schon vorher Unternehmen, die sich Schweizer National-Circus nannten. Die waren aber eingegangen, das letzte wenige Jahre vor der Knie-Gründung. Der Name war zufälligerweise frei, die Brüder beschlossen, ihn zu übernehmen. Heute wäre das wohl nicht mehr möglich, mittlerweile gibt es sogar Gesetze dafür, welche Firmen das Schweizerkreuz im Logo verwenden dürfen.

Es gab und gibt viele Zirkusse in der Schweiz, Knie ist aber klar die Nummer eins und gehört weltweit zu den ersten Adressen. Was hat Knie besser gemacht als die Konkurrenz?

Ich kann nur über uns reden: Wir konnten mit Geld umgehen, wir hatten nie Schulden – bis auf das Jahr 1933, als Karl Knie im Grössenwahn eine Indien-Show mit hundert indischen Artisten auf die Beine stellte und den Circus fast in den Ruin führte. Mein Vater hat daraufhin, noch sehr jung, die Leitung übernommen. Er hat immer genau auf das Geld geschaut und das Publikum respektiert, was ganz wichtig ist. Lief eine Sai-



«Kreativität kann man nicht kaufen»: Plakat von 1932.

son gut, wurde das Geld immer reinvestiert, nie in die eigene Tasche gesteckt. Zentral ist natürlich auch die Kreativität, die kann man nicht kaufen.

In dem Gespräch kommt Rolf Knie immer wieder voller Ehrfurcht auf seinen Vater zu sprechen, Fredy Knie sen. (1920–2003). Dieser war jahrzehntelang der unangefochtene Patron, ein kreativer Geist, ein herausragender Geschäftsmann – er hat den Circus zu dem gemacht, was er heute ist. Rolf Knie sagt, ein Unternehmen wie der Circus Knie brauche eine klare Leitfigur, einen Kapitän. Dass dies in einem Familienbetrieb zu Konflikten führen kann, ist normal, vor allem, wenn die Leitung von einer Generation zur anderen übergeht und die Hierarchien noch nicht gefestigt sind. Die siebte Generation Knie, die zurzeit das Ruder übernimmt, besteht aus sieben Personen. Wer wird die starke Figur? Rolf Knie schweigt: «Dazu sage ich nichts.»

Der Zirkus hat sich über die Jahre stark gewandelt. Einst gab es im Knie-Zoo «Völkerschauen», in der Manege Kleinwüchsige.

Die Political Correctness heute beelendet mich. Man tut so, als sei dies ganz schlimm gewesen. Doch die meisten Menschen in der Schweiz hatten damals noch nie einen Schwarzen gesehen oder einen Indianer. Der Zirkus stellte deren Kultur vor, so wie das heute Dokumentarfilme im Fernsehen machen. In meiner Jugend hatten wir zum Beispiel Indianer, die im Zoo ihre Zelte aufgestellt hatten und ihr Handwerk präsentierten. Die waren glücklich bei uns.

Das Publikum hatte grossen Respekt vor ihnen, die wurden keineswegs als Tiere betrachtet, wie das heute oft gesagt wird. Es ging im Zirkus immer darum, etwas in die Dörfer zu bringen, was die Leute noch nicht kannten: fremde Völker, exotische Tiere, aber auch technische Neuerungen wie Nebelmaschinen. Das machte den Erfolg des Zirkus aus.

Was war das Spektakulärste?

Schon in den 1930er Jahren präsentierte Knie eine Wassershow mit einem riesigen

«Die meisten Menschen hatten damals noch nie einen Schwarzen gesehen oder einen Indianer.»

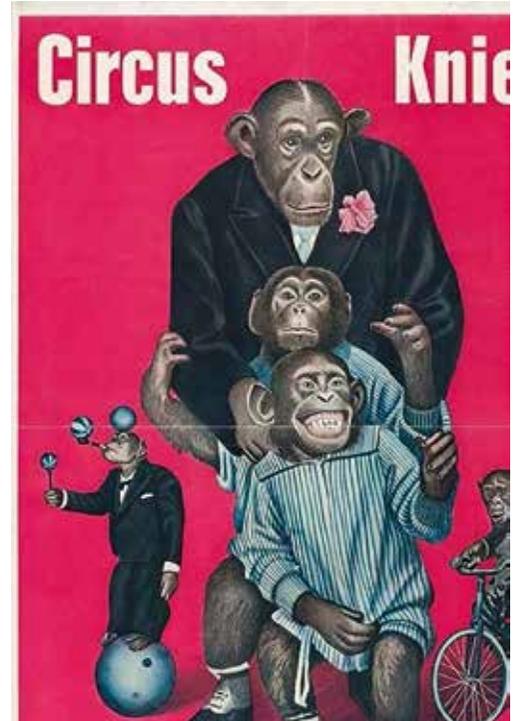
Becken in der Manege. Darin schwammen Seelöwen und Krokodile, es hatte Pelikane – eine Riesensensation.

Auf Jahrmärkten wurden auch missgebildete Menschen gezeigt, Frauen mit Bart oder eine «dicke Berta». Wie war das bei Knie?

Eine Freak-Show hatten wir nie. Aber Lili-putaner und Zwerge, wobei man diese Begriffe ja nicht mehr gebrauchen darf. Wir hatten einmal eine Akrobatengruppe, bestehend aus 24 Kleinwüchsigen.

Wäre das für Sie heute noch vorstellbar?

Freak-Shows nicht, Kleinwüchsige in der Manege schon. Kürzlich war der Präsident der Vereinigung der Kleinwüchsigen bei uns im Circus Salto Natale. Ich erzählte ihm, dass im Musical ein Kleinwüchsiger eine wichtige Rolle spielen werde. Er rümpfte die Nase: «Soso, dann wird er ausgelacht.» Ich antwortete: «Nur weil er klein ist, darf er



«Riesensensation»: Plakat von 1930.

kein Clown sein? Ich war auch Clown! Ihr wollt ihm das verbieten?» Er fand dann, wenn man es so betrachte, dann könne er es akzeptieren.

Die vier Knie-Gründer waren Akrobaten, die nachfolgenden Generationen konzentrierten sich auf Tierdressuren. Wie kam das?

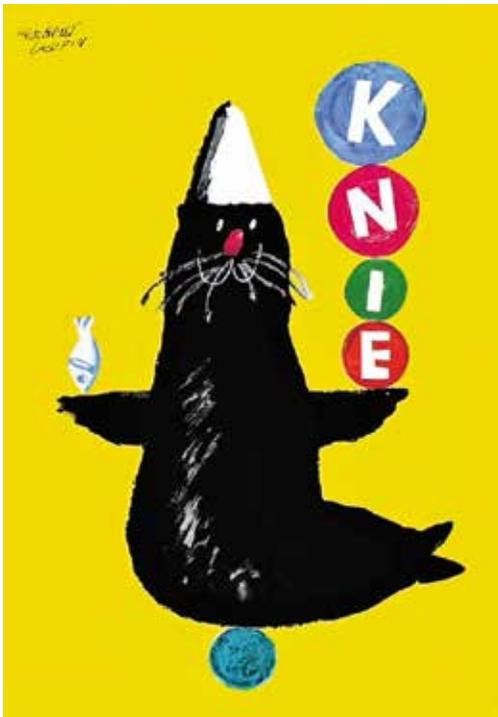
Anfangs waren die Familienmitglieder All-rounder, alle mussten alles können. Das war bald nicht mehr möglich, man musste sich spezialisieren. Die Familie konzentrierte sich auf die Tiere, die eine Hälfte widmete sich den Pferden, die andere den Elefanten. Ich machte jeweils das, was übrigblieb: Giraffen, Nashörner, Kamele – wobei ich einmal auch die Elefanten präsentierte. Vor Raubtieren allerdings hatte ich zu viel Respekt...

In den 1970er Jahren begann Knie damit, Schweizer Komiker von ausserhalb des Zirkus einzubeziehen.

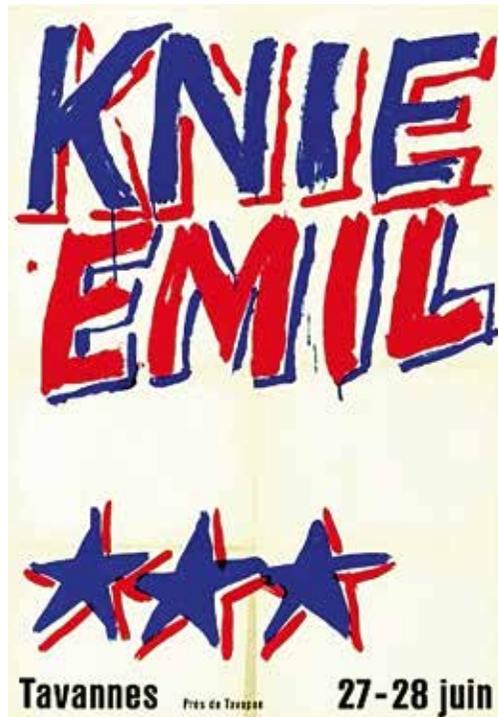
Das war der Genialität meines Vaters zu verdanken. Bei einem Gastspiel in Thun kam er zu mir und sagte, bei der Abendvorstellung werde ein Clown namens Dimitri bei uns auftreten, ein Testlauf. Ich solle sein Partner in der Manege sein. Der Auftritt wurde zum Desaster, niemand lachte. Mein Vater blieb als Einziger locker: «Sehr gut, jetzt wissen wir, was wir zu tun haben.» Wir haben den ganzen Winter geprobt, die Tournee mit Dimitri im nächsten Jahr wurde zu einem grossen Erfolg. Ich habe viel gelernt als Partner von Dimitri.

1977 kam die Tournee mit Emil Steinberger, die wohl erfolgreichste in der Knie-Geschichte.

Ich habe nie mehr erlebt, dass eine Person in der Schweiz so populär ist wie Emil. Der



Publikumsmagnet: Herbert Leupin, 1957.



Unerreicht populär: Emil-Plakat von 1977.



Der Schweiz verpflichtet: Jean Tinguely, 1991.

konnte nicht mehr auf der Strasse herumlaufen, ohne dass es einen Menschauf-
lauf gab. Wir hatten in einer Saison über
1,3 Millionen Zuschauer.

Ein Meilenstein war auch, als man für
die Tournee 1992 eine Ko-
operation mit dem damals
noch unbekanntem Cirque
du Soleil einging. Eine völ-
lig neue Ästhetik fand Ein-
zug. Knie distanzierte sich
ein Jahr später aber explizit
davon und nannte das
nächste Programm «Knie
bleibt Knie».

Dass Knie davon betont
Abstand nahm, war ein Ent-
scheid der Familie, ich hatte
darauf keinen Einfluss, ich
war ja nicht mehr dabei.
Meiner Ansicht nach war es
ein starkes Programm, ein
wichtiger Einfluss. Mit Cir-
que-du-Soleil-Gründer
Guy Laliberté bin ich eng
befreundet, er hat wie ich
ein Haus auf Mallorca.

Der Cirque du Soleil wurde
danach zum Weltkonzern,
der einstige Strassenkünst-
ler Guy Laliberté zum Milliardär, aufge-
listet auf der Forbes-Liste der reichsten
Menschen der Welt. Hat man es in der
Familie irgendwann bereut, die Koopera-
tion nicht weitergeführt zu haben?

Soviel mir bekannt ist, war die Zusammen-
arbeit von Anfang an auf eine Saison be-
schränkt. Ich weiss nicht, ob man das über-
haupt hätte ausweiten können. Für mich

war aber schon Jahre zuvor klar: Was die
beim Cirque du Soleil machen, ist der Zirkus
der Zukunft.

Weshalb musste jemand von aussen kom-
men, um dem Zirkus einen solchen Schub
zu geben?

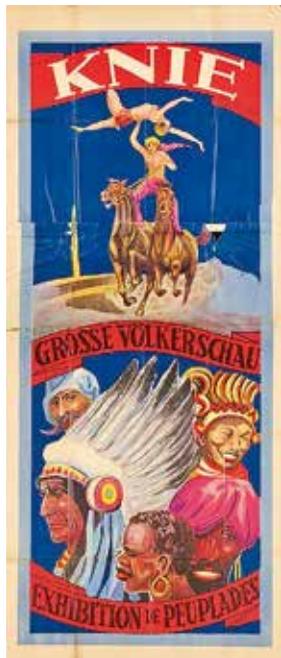
Eine wichtige Aussage in mei-
nem Musical lautet: «Du hast
die Welt noch nie verändert, in-
dem du so bist wie alle andern.»
Das sagt alles. Der traditionelle
Zirkus verhartete zu lange in
alten Mustern. Der Cirque du
Soleil machte zwar noch immer
Zirkus, aber anders. So halten
wir es auch mit unserem Win-
terzirkus Salto Natale, auch wir
versuchen anders zu sein. Zir-
kus hat sich immer weiterent-
wickelt.

Sie haben sich in der Vergan-
genheit immer mal wieder
dahingehend geäussert, dass
sich der Circus Knie verän-
dern müsse, zum Beispiel,
dass die Tournee viel zu viele
Standorte umfasse.

Das habe ich schon vor zwanzig
Jahren gesagt. Damals hat
man mich nicht ernst genom-

men. Doch wenn Sie den Tourneeplan heu-
te ansehen, merken Sie: Es sind nur noch
34, nicht mehr 60 Städte, die bespielt wer-
den. Die Vorschriften für einen Wander-
zirkus nehmen ständig zu, mit ihnen die
Kosten. Das zwingt uns, immer weniger
Städte zu machen.

Muss der Schweizer National-Circus in der
Schweiz bleiben? Könnte er nicht auch eine



Fremde Völker im Knie-Zoo:
Plakat von 1931.

Tournee machen mit den Stationen Paris,
London, Berlin und Zürich?

Meine Meinung deckt sich diesbezüglich
mit jener meines Vaters: Wir verlassen die
Schweiz nicht, weil wir dem Schweizer Pub-
likum treu sind. Mein Sohn Grégory kann
mit Ohlala problemlos ins Ausland gehen,
der Circus Knie ist aber der Schweiz ver-
pflichtet.

Vor zwei Jahren schloss der wohl bekann-
teste Zirkus der Welt, Ringling Bros. and
Barnum & Bailey. Hat das Ende des ameri-
kanischen Traditionsunternehmens auch
bei Knie zu denken gegeben?

Ja, und wie. Ringling war für uns immer
das grosse Vorbild. Ich kannte Henry Ring-
ling noch persönlich, er wohnte zuletzt am
Genfersee. Als wir hörten, dass Ringling
schliesst, konnten wir es nicht glauben. Die
Zuschauerzahlen brachen ein, nachdem
man auf Druck der Tierschützer auf die
Elefanten verzichtet hatte. Wir haben bei
Knie kürzlich eine Umfrage gemacht: Über
80 Prozent der Leute in der Schweiz wollen
Tiere im Zirkus sehen. Eine Minderheit
hat heute einen riesigen Einfluss. Trotz-
dem: Im Circus Knie wird es noch lange
Tiere geben.

Knie – Das Circus Musical: 12. März bis 3. Mai in
Dübendorf, 7. Juni bis 7. Juli in Bern, 5. November bis
22. Dezember in Basel. www.kniemusical.ch

Circus-Knie-Jubiläumstournee: mit Viktor Giacobbo
und Mike Müller, ab 21. März

Buch: Thomas Renggli: 100 Jahre Knie – Die Schweizer
Zirkusdynastie. Weltbild. 176 S., Fr. 39.90

Ausstellung: Mode Circus Knie – Kostüme aus 100 Jah-
ren. Textilmuseum St. Gallen, ab 7. März

Mit Hazel Brugger beim Gynäkologen

Das Wunderkind des Schweizer Humors ist erwachsen geworden. Und lässt sich eine Spirale einsetzen. Das ist lustig. Sehr sogar. *Rico Bandle*

Bei dem Thema besteht offensichtlich Erklärungsbedarf. Zum Gynäkologen zu gehen, sagt Hazel Brugger, sei ähnlich wie zum Zahnarzt zu gehen. Bloss dass der Fokus nicht auf das Gesicht gerichtet sei. «Wenn dem nicht so ist, sollten Sie den Arzt wechseln. Ich meine den Zahnarzt.» Der Gynäkologe hat es der Komikerin angetan: «Das ist ein Beruf, in den man reinrutscht.»

Hazel Brugger, 25, galt lange als Wunderkind des Schweizer Humors. Ihre Standardrolle war jene des Depro-Teenies, der mit ernster Miene Dinge sagte wie «Lächeln ist eklig» oder bei «Giacobbo/Müller» einen Text vorlas mit dem Titel: «Bevor man gezeugt wird, ist das Leben noch in Ordnung». Die Schweiz wurde der Zürcher Unterländerin schon bald zu klein, vor einigen Jahren wurde sie ins Team der erfolgreichen ZDF-Satiresendung «Heute-Show» aufgenommen, wo sie an Parteitagen mit dem Mikrofon herumläuft und deutsche Politgrößen veräppelt. Eine junge Schweizerin, die in Deutschland gestandene Politiker in Verlegenheit zu bringen vermag, das blieb nicht unbemerkt: Jurymitglieder und Journalisten – fast allesamt männlichen Geschlechts – lagen dem Supertalent zu Füssen. Anfang zwanzig hatte Hazel Brugger schon alle Preise gewonnen, die man in der Humorbranche gewinnen kann, in jeder grösseren Zeitung erschienen seitenlange, bewundernde Porträts.

Faust im Gesicht

Wer früh so hoch steigt, kann tief fallen. Brugger blieb oben. Vor zwei Wochen startete sie mit ihrem neuen Bühnenprogramm, und fast alle Vorstellungen im nächsten halben Jahr sind bereits ausverkauft, auch jene in Deutschland.

Wenn man die Vorstellung gesehen hat, muss man sagen: Kein Wunder, wollen das alle sehen!

Hazel Bruggers Humor ist aus der Düsternis herausgekommen; den Titel «Die böseste Frau der Schweiz» (*Tages-Anzeiger*) bringt sie zwar nicht mehr los, passend ist er aber schon lange nicht mehr. Die Komikerin gibt sich auf der Bühne freundlich, lächelt oft und wirkt dabei so souverän, als würde sie seit Jahrzehnten nichts anderes machen, als alleine einen ganzen Saal zu unterhalten. «Ich sehe gerade so gut aus, dass die Männer noch gerne zu mir kommen, es ihre Freundinnen ihnen aber nicht verbieten», sagt sie in ihrem militärgrünen Schlapper-T-Shirt und den weissen Turnschuhen.

Wenn sie doch einmal böse ist, dann auf liebenswürdige Art: «Geschwister sind Übungs-



«Ein Date mit dem Papst?»: Comedy-Star Brugger.

menschen für richtige Menschen. Wie weit kannst du gehen, bis du eine Faust im Gesicht hast?», sagt sie. Oder: «Ein Date mit dem Papst? Dafür bin ich zwanzig Jahre zu alt und habe das falsche Geschlecht.»

Doch es sind nicht solche Sprüche, die Brugger ausmachen. Wie kaum jemand anders vermag sie aufzuzeigen, wie absurd die menschliche Existenz an sich ist. In ihrem Youtube-Projekt «Deutschland, was geht?» besucht sie das ganze Jahr über «die 52 verrücktesten Orte in Deutschland». Darunter waren bisher eine Brieftaubenmesse in Dortmund, ein Lakritz-fachgeschäft in Berlin oder eine Esoterikmesse in Mannheim. Brugger macht sich über die Menschen dort aber keineswegs lustig, im Gegenteil: Die Komikerin begegnet den Quacksalbern mit ihren eigenartigen Heil- und Hellsehmethode höchst respektvoll. Als wollte sie sagen: Wir sollten alle froh sein um diese Leute, ohne sie wäre das Leben um einiges langweiliger.

Der Absurdität des Lebens begegnet Brugger nicht nur an verrückten Orten und Veranstaltungen. Sondern überall. Und in allen möglichen Situationen. Zum Beispiel beim Geschlechtsverkehr. Im letzten Programm erzählte Brugger noch von der «verbalen Verhütung»: wie man mit einem deplatzierten Satz zur richtigen Zeit die Mutterschaft verhindern kann. Im neuen Programm lässt sie sich eine Spirale einsetzen, genauer: eine Kupferspirale. Wie die funktioniere, wisse sie nicht, wahrscheinlich habe man bei onanierenden Jungs auf dem Kirchturmdach festgestellt, dass Kupfer die Spermien in die Flucht schlage. Auf die Spirale kommt sie an dem Abend immer wieder zurück: An dem Verhütungsmittel hängt ein langes Kupferschnürchen, das ihr das Leben schwermacht, zum Beispiel, wenn es sich beim Fahrradfahren in den Speichen verheddert.

Meisterin im Improvisieren

Als man denkt, der kurzweilige Abend sei fertig, fordert Brugger das Publikum dazu auf, ihr Fragen zu stellen. Weshalb das Programm «Tropical» heisse, fragt jemand. Sie antwortet, sie wisse es auch nicht, wahrscheinlich, weil das ihrem gefühlten Zustand entspreche: «Man könnte jetzt ein Wortspiel machen wie: «Die Tropen sind heiss und feucht» – aber das finde ich blöd.» Eine deutsche Zuschauerin fragt die Wahlkölnerin Brugger, wie ihr der Kölner Karneval gefalle. Die Komikerin antwortet, sie trinke eigentlich nie Alkohol. «Aber wenn ich um elf Uhr schon zwei Caipirinhas trinke wie am Kölner Karneval, dann bin ich um zwölf Uhr mittags nackt. Also zu Hause, weil ich gekotzt habe und duschen muss.»

Brugger läuft in der Improvisation zu Hochform auf, liefert eine Pointe nach der anderen. Und man fragt sich: Weshalb nur hat sie sich die Mühe gemacht, ein abendfüllendes Programm zu schreiben, wo sie doch unvorbereitet so richtig aufblüht?

Hazel Brugger: Tropical. Tourneepplan auf www.hazelbrugger.com

Talib Gotthelf

Er gilt als einer der wenigen Schweizer Autoren mit Weltformat. Eine Analyse von «Die schwarze Spinne» zeigt: Jeremias Gotthelfs Ideologie unterscheidet sich wenig von jener der Islamisten.

Von Michael Maar

Dann heisst er auch noch Gotthelf! Eigentlich hiess er ja Albert Bitzjus, aber er suchte sich sein Pseudonym gottesfürchtig – um nicht zu sagen, gottesanbiedernd – nach seiner ersten Romanfigur aus Jeremias Gotthelf, der Pfarrerssohn aus dem Emmental, galt noch dem alten Muschg als einziger deutschsprachiger Erzähler, der sich mit Dostojewski, Balzac oder Dickens vergleichen lasse; freilich könne nur ein Schweizer die Fülle von dessen (das meint er als Kompliment) barbarischen Sprache ermesen. Unter den vielen Werken, die der fleissige und geschäftstüchtige Autor veröffentlichte, ragt seine halb fromme, halb barbarische Schauergeschichte heraus: «Die schwarze Spinne», 1842 publiziert, ist ein Kleinod der Novellenkunst, ein dunkles Juwel der Schweizer Literatur, die mit ihr Weltliteratur wird. In seiner an den Höllen-Brueghel erinnernden Fantastik ist Gotthelf schwer zu übertreffen; es gibt, auch stilistisch, wenig Vergleichbares, das ihm das Weihwasser reichen könnte.

Der Preis: ein ungetauftes Kind

Der Inhalt ist bekannt. Die Novelle hat einen Rahmen und eine Binnenhandlung. Die Rahmenhandlung schildert in vielen bunten Farben eine traditionelle dörfliche Kindstaufe. In der Binnenhandlung erzählt der Grossvater die viele Jahrhunderte zurückliegende Geschichte der schwarzen Spinne. Ein redliches Bauerndorf wird von einem despotischen Ritter ausgepresst. Nicht genug, dass sie ihm sein Schloss bauen müssen, jetzt fordert er auch noch, dass sie ihm hundert ausgewachsene Buchen als Schattengang anpflanzen. Die Bauern sind verzweifelt, es droht ihnen der Hungertod, wenn sie nicht ihre eigenen Felder bestellen dürfen; da bietet ihnen der Teufel, hier «der Grüne» genannt, rasche Hilfe. Er fordert dafür als Preis aber ein ungetauftes Kind. Der Teufel erfüllt seinen Teil des Vertrags, der Buchengang wird pünktlich angepflanzt. Das Dorf versucht, sich vor dem vereinbarten Salär zu drücken. Durch Abwehrzauber und rasches Taufen des Neugeborenen wird «der Grüne» zweimal um den verdienten Lohn geprellt – aber seine Rache ist furchtbar. Es beginnt das Terrorregime der schwarzen Spinne. Unter vielen Opfern wird sie schliesslich angelockt, gefangen und fest in einen Holzpfosten gepropft. Doch wie in jedem guten Thriller erwacht das scheinbar besiegte Böse überraschend zu neuem Leben und wütet um so frenetischer.

Gotthelf begründet diesen Ausbruch der Spinne mit der Verwahrlosung der religiösen Zucht. Warum entkommt die Teufelsspinne aus ihrem fest verzapften Loch? Weil die Sitten laxer geworden sind, weil das Gesinde Feste feiert, statt gottesfürchtig und asketisch zu fronen. Gotthelfs Botschaft ist eindeutig: Die Sünde lauere wie die Spinne überall, sie könne einen jederzeit einholen und schadenfroh schnurren, wie es leitmotivisch heisst. Nur durch strengste Gottesfurcht und viel Askese lässt sich die schwarze Spinne bannen – für eine Zeitlang.

Wir könnten jetzt gedanklich einen Schritt zur Seite treten und uns einen Moment lang vorstellen, die schwarze Spinne stünde nicht für die christliche Sünde, sondern für den Teufel des westlichen Liberalismus, wie ein militanter Islamist ihn sieht. Überrascht stellte man fest: Man hätte das Gleiche in Grün. Was trennt die beiden Glaubenswelten aus der Sicht der jeweiligen Gläubigen – ein anderer Gott respektive Allah? Gewiss, und alles, was daran hängt. Aber vom Gottesbegriff abgesehen, verbindet jene Welten mehr, als es auf den ersten Blick scheint.

Das Erste wäre die, um es milde zu sagen, Aversion gegen die Juden. Gotthelf verzichtet nicht darauf, als mahnendes Beispiel für den Abfall vom wahren Gott zugunsten Goldener Kälber ausdrücklich die «Israeliten» anzuführen, denen er auch in seinem Romanwerk deutliche Missbilligung bekundet. Schon die Grundidee, dass dem unschuldig in Not Geratenen von einem skrupellosen Wucherer geholfen wird, ist ein altes antisemitisches Klischee. Der Vergleich mit den islamistischen Predigern erübrigt sich hier.

Das Zweite wäre die Frauenfrage. Das Problem mit den Frauen ist, hier wie dort, dass sie erstens potenziell lüstern sind und sich zweitens schön herausputzen und herrichten. Wenn «Hochmut und Hoffart heimisch im Tale» werden, wie es bei Gotthelf heisst, so sind es «fremde Weiber», die sie «brachten

und mehrten». Die Sünde der Frauen ist, wie nach manchen islamischen Schulen, «übertriebenes Wesen auf den Gesichtern und in den Kleidern».

Das weiblich Lüsterne steht ganz am Anfang der Teufelsgeschichte – nicht nur im biblischen Paradies des Alten Testaments, auch in der Novelle des frommen Gotthelf. Er versteckt das Entscheidende in einem unauffälligen Halbsatz. Christine, die dorffremde, emanzipierte Frau, trifft sich im Wald mit «dem Grünen», um den Vertrag mit ihm zu schliessen, den der Rest des Dorfs sich insgeheim herbeiwünscht. Auch Christine zaudert noch etwas, doch der Teufel drängt, er habe noch an vielen Orten zu tun, und jetzt müsse sie zu- oder absagen, sonst wolle er von dem ganzen Handel nichts wissen. «Christine wollte die Sache verdrehen, denn sie nahm sie nicht gerne auf sich, sie wäre sogar gerne zärtlich geworden, um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht, <jetzt oder nie!>, sagte er.» In deutlicheren Worten: Christine hätte es notfalls im Wald auch mit dem Teufel getrieben, doch der begnügt sich mit einem Kuss auf ihre Wange. Aus der Kussstelle entwickelt sich ein brennendes Mal, in dem die schwarze Spinne heranwächst. In einer dämonischen Travestie der Jungferzeugung gebiert dieses mutierte Mutter- und Teufelsmal zahllose giftige Spinnen, die über

das Dorf und die Felder herfallen und Mensch und Vieh vernichten.

Erotischer Unterton

Nur einen Augenblick lang, als das ungetaufte Kind der Mutter entwendet wird und der Teufel sich voreilig befriedigt glaubt, da wandelt sich Christines böses Mal: «...es war ihr, als ob die Spinne in sanftem Jucken ihr lieblose». Der erotische Unterton ist schwer zu überhören. Noch schwerer beim späteren Ausbruch des Teufelstiers, der sadistisch-sexuelle Raserei anklingen lässt: «Wie in hundertjähriger aufgeschweller Lust flog die Spinne durch die Talschaft, las zuerst die üppigsten Häuser sich aus, wo man am wenigsten an Gott dachte, aber am meisten an die Welt, daher vom Tode am

wenigsten wissen mochte.» Auch hier erübrigt sich der Vergleich mit der Rolle der Frau und der Weiblichkeit im IS.

Das dritte Verbindende der Glaubenswelten ist eine Werteordnung, in der alles aufs Extrem gestellt ist. Das Böse bekämpft man absolut. Gefangene werden nicht gemacht. Diese Werte-



Jeremias Gotthelf.

In seiner an den Höllen-Brueghel erinnernden Fantastik ist Gotthelf schwer zu übertreffen.



Jenseitsreligion, die absoluten Gehorsam fordert: «Die schwarze Spinne».

ordnung hat zur Folge, dass das einzelne Menschenleben zur Quantité négligeable wird. Den armen Dörflern, die in ihrer Verzweiflung ins Schwanken geraten über den Hilfsvorschlag des Teufels, muss der Autor vorrechnen, «dass die Schuld an einer Seele tausendmal schwerer wiege als die Rettung von tausend und abermal tausend Menschenleben». Das wird dann im Zweifelsfall heikel für die vielen tausend Menschen. Man muss die Koordinaten oder «Begriffsmumien», wie Nietzsche es nannte, nur leicht verschieben – hat man da nicht den Innenzustand eines IS-Kämpfers?

«Die schwarze Spinne» ist, entgegen der Absicht ihres Schöpfers, eine bestechend klare Analyse mancher kodifizierter Glaubenssysteme. Die Schauernovelle spiegelt, wie Menschen fühlen und denken müssen, um zu Fanatikern zu werden. Um es drastischer zu sagen: Was Gotthelf unternimmt, oder besser gesagt, was ihm unterläuft, ist nicht weniger als die Rektoskopie einer bestimmten Form der Religion – einer Jenseitsreligion, die absoluten Gehorsam fordert.

Wer die Spinne bekämpft, der muss sterben, zu höheren Ehren. Keiner der Akteure über-

lebt die Spinne, und Überleben ist auch nicht das Ziel. Sei der Tod noch so grausam, und Gotthelf kleidet diese Grausamkeit in beredt barbarische Worte: Am Ende ist es egal, weil die Seele auf die richtige Seite gerettet wurde. Bei Gotthelf liest es sich so: Der Pfarrer, nach der Nottaufe des Kindes, «stellte das Allerheiligste an seinen Ort, und während wilde Schmerzen den Leib zum Tode rissen, harrete in süßem Frieden seine Seele ihres Gottes, für den sie recht gestritten in kühnem Gotteskampfe, und lange liess Gott sie nicht harren».

Ohne diese süsse Jenseitsverlockung gäbe es keine Selbstmordattentäter. Deren Psychologie erklärt Gotthelf am Schluss der Novelle. Man ersetze «Gott» durch «Allah», und man befindet sich in der Gehirnkammer des kampfbereiten heutigen Islamisten: «Er aber betete Tag und Nacht zu Gott, dass er das Übel wende; aber es ward schrecklicher von Tag zu Tag. Er ward es inne, dass er gut machen müsse, was er gefehlt, dass er sich selbst zum Opfer geben müsse, dass an ihm liege, die That, die seine Ahnfrau gethan. Er betete zu Gott, bis ihm so recht feurig im Herzen der Entschluss emporwuchs, die Thalschaft zu retten, das Übel zu

sühnen, und zum Entschluss kam der standhafte Muth, der nicht wankte, immer bereit ist zur gleichen That, am Morgen wie am Abend.» Dieser Mann kann sich am nächsten Tag den Sprengstoffgürtel anlegen.

Der grössten Furcht ins Gesicht gesehen

Und kein Zuckerbrot ohne Peitsche. Das notwendige Pendant der Jenseitsverheissung ist die Angst vor Gottes Bestrafung. Man «fürchtete die Spinne nicht, denn man fürchtete Gott»: Ohne Furcht funktioniert es nicht, Furcht ist die Angel, die Türangel des Systems. Als die Spinne fest im Loch verkorkt ist, predigt die Grossmutter ihren Enkeln: «Hier an diesem Tische, hinter ihnen die Spinne, werden sie nie vergessen, wie nöthig ihnen Gott und wie mächtig er sei; so mahne sie die Spinne an Gott und müsse dem Teufel zum Trotz, ihnen zum Heil werden. Liessen sie aber von Gott, und wäre es hundert Stunden von da, so könnte die Spinne sie finden oder der Teufel selbst. Das fasten die Kinder, blieben im Hause, wuchsen gottesfürchtig auf, und über dem Hause war der Segen Gottes.»

Man ersetze Gott wieder durch Allah (und den Teufel durch Shaitan) – sieht man dann nicht, wie ein strenges Regime in den islamistischen Schulen den frommen Nachwuchs heranzüchtet?

«So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Thale unten, bald auf den Bergen oben; sie zischte durchs Gras, sie fiel von der Decke [...]. Die Menschen konnten sie nicht meiden, sie war nirgends und allenthalben, konnten im Wachen vor ihr sich nicht schützen, waren schlafend vor ihr nicht sicher. Wenn sie am sichersten sich wähten unterem freien Himmel, auf eines Baumes Gipfel, so kroch Feuer ihnen in den Rücken auf [...]; das Sterben daran war schrecklicher, als man es je erfahren; und schrecklicher noch als das Sterben war die namenlose Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends, die, wenn man am sichersten sich wähte, einem todbringend plötzlich in die Augen glotzte.»

Eine islamistische Propagandaschrift würde den Schrecken, der den Ungläubigen droht, nicht lüstern-martialischer ausgedrückt haben. Nein, Jeremias Gotthelf, konservativ liberaler Reformator und Sozialpolitiker, um die Armen und Bedrängten bemüht, meinte es nicht so. Seine calvinistisch grundierten Alpträume werden ihn selbst gängstigt haben. Er hat, wie Daniel Kehlmann in seiner glänzenden Frankfurter Poetikvorlesung schreibt, seiner grössten Furcht ins Gesicht gesehen: Er hat die haarige Spinne angefasst. Mehr könne man von einem Autor nicht verlangen. Und wenn es ein grosser ist wie der Berner Pfarrer, erkennt er Wucherungen und Auswüchse, die bei manchen Religionen zu malignieren drohen.

Diebische Freude

Der Illustrator und Schriftsteller Tomi Ungerer war früh ein Rebell und zeitlebens ein Provokateur. Vor dem Tod scheint er sich nicht gefürchtet zu haben, im Gegenteil. Von Thomas Bodmer

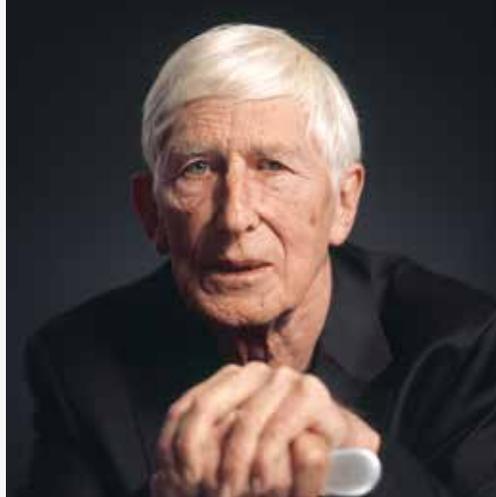
Tomi Ungerer (1931–2019) — Auf ihn hat der Ausdruck *Enfant terrible* so gut gepasst wie auf keinen anderen Menschen. Sein Leben lang hat Tomi Ungerer mit kindlicher Freude provoziert und gezündelt. Manchmal war das nur kindisch, öfter aber genial. Bei einer Diskussion in Zürich über Aggression in Kinderbüchern ging es auch um ein Bild aus Ungerers «Das Biest des Monsieur Racine» (1972). In der linken unteren Ecke sieht man einen Vagabunden mit einem blutigen Fuss in seinem Bündel. Das sei ja wohl das Allerletzte, ereiferten sich Pädagogen. «Wieso?», gab sich der Autor unschuldig und überrascht: «Der Mann ist ein Wanderer, der ist viel unterwegs, da braucht er einen Ersatzfuss!»

Es wimmelt in Ungerers Kinderbüchern von solchen Details. Während viele Erwachsene entsetzt sind, haben die meisten Kinder diebische Freude daran und suchen die Bilder nach weiteren verborgenen Scherzen ab. Ja, man möchte allen Kindern wünschen, mit Ungerer-Büchern aufwachsen zu dürfen: Da nimmt einer sie und ihre Ängste ernst. Und in ganz vielen seiner Geschichten sind die Kinder die Schlaunen und schlagen Erwachsenen ein Schnippchen.

«Ich hatte keinen Vater»

Geboren wurde Jean-Thomas («Tomi») Ungerer am 28. November 1931 in Strassburg als jüngstes von vier Kindern. Sein Vater baute astronomische Uhren, das war eine Familientradition. Er war aber auch zeichnerisch sehr begabt, dichtete – und starb, als Tomi erst dreieinhalb Jahre alt war. Von der Mutter und den älteren Geschwistern wurde er verklärt. Für Tomi war nur eines wichtig: «Ich hatte keinen Vater.»

Als Tomi acht war, brach der Zweite Weltkrieg aus. Nach dem Einmarsch der Deutschen ins Elsass war alles «Welsche» verboten. Der Junge entwickelte das, was er als seine Chamäleon-Fähigkeit bezeichnen sollte: «Zu Hause Franzose, in der Schule Deutscher, mit meinen Kameraden Elsässer.» Nach dem Krieg wiederum versuchten die Franzosen, alles Deutsche und was ihnen so vorkam, auszuradiieren: Sie verbrannten die Bücher von Goethe und Schiller, verboten den elsässischen Dialekt und



Chamäleon-Fähigkeit: Zeichner Ungerer.

beschimpften die Elsässer als «sales boches», als Drecksdeutsche.

Tomi rebellierte, organisierte Streiks für das Recht, Elsässisch zu reden, und ging 1950 vor dem Abitur von der Schule. Damit war sein Traum von einem Geologie- und Mineralogiestudium geplatzt. Rastlos fuhr er mit dem Velo durch Frankreich und die Nachbarländer, trampfte mit nichts als einem Rucksack von Lappland bis Griechenland, ging 1952 zum französischen Kamelkorps in Algerien, wo er aber so heftig erkrankte, dass er ausgemustert wurde.

Zurück in Strassburg, schlug er sich als Schaufensterdekorateur durch, bis er in einem amerikanischen Kulturzentrum Zeitschriften wie *The New Yorker* und damit Zeichner wie Saul Steinberg und James Thurber entdeckte. 1956 schiffte er sich nach New York ein mit einer Kiste voller Zeichnungen und sechzig Dollar in der Tasche. Er ging Klinken putzen bei Zeitschriften und Werbeagenturen, machte sich innert kürzester Zeit einen Namen als Werbefrafer und Illustrator sowie als Kinderbuchautor.

Der junge Schweizer Verleger Daniel Keel stiess auf Cartoons von Ungerer, druckte sie nach, 1960 erschien in Keels Diogenes-Verlag ein erstes Ungerer-Buch. Auch wenn sich der Künstler und der Verleger im Lauf der Jahrzehnte immer mal wieder zanken sollten: Diogenes wurde für den Zeichner zum wichtigsten Verlag überhaupt, denn er veröffentlichte nicht nur dessen Kinderbücher, sondern auch jene, die ganz eindeutig nur für Erwach-

sene waren, wie zum Beispiel «Fornicon» (1970), eine Satire auf die Mechanisierung der Sexualität.

Mit Witz gegen Ungerechtigkeit

Bei einer amerikanischen Kinderbuch-Bibliothekarentagung wurde Ungerer genau das zum Verhängnis: Ein Mann fragte ihn, wie er es wagen könne, Bücher für Kinder zu machen, Plakate gegen den Vietnamkrieg und so schweinisches Zeug wie «Fornicon». Wenig diplomatisch erklärte der Künstler: «Wenn die Leute nicht ficken würden, gäbe es keine Kinder, und dann wären Sie arbeitslos. Ich zeichne beides: das Ficken und die Kinder.» Daraufhin kam er auf eine schwarze Liste, all seine Bücher wurden aus amerikanischen Bibliotheken verbannt.

Mit seiner ebenso klugen wie schönen Frau Yvonne zog Ungerer 1971 aus New York nach Nova Scotia, Kanada, wo die beiden sich als Bauern neu erfinden wollten. Doch um Kinder zu haben, war es dort viel zu gefährlich: Waren die Leute der Gegend besoffen, griffen sie zur Knarre. Also siedelte das Ehepaar 1976 nach Irland um, wo seine drei Kinder aufwuchsen.

Überblickt man das gewaltige Werk Ungerers, ragen einerseits seine Kindheitserinnerungen «Die Gedanken sind frei» (1993) heraus, die ihn als ganz grossen Erzähler ausweisen. Dann «Das grosse Liederbuch» (1975), womit der Elsässer den Deutschen die von den Nazis verseuchten Volkslieder gleichsam gereinigt zurückgab. Doch am wichtigsten ist, was Tomi Ungerer im Bereich des Kinderbuchs geleistet hat: Zeigen solche Bücher bis in die fünfziger Jahre immer eine verlogene heile Welt, lässt er nie vergessen, dass es Ungerechtigkeit und Böses gibt – und dass es Witz und Mut braucht, um dagegen anzukämpfen.

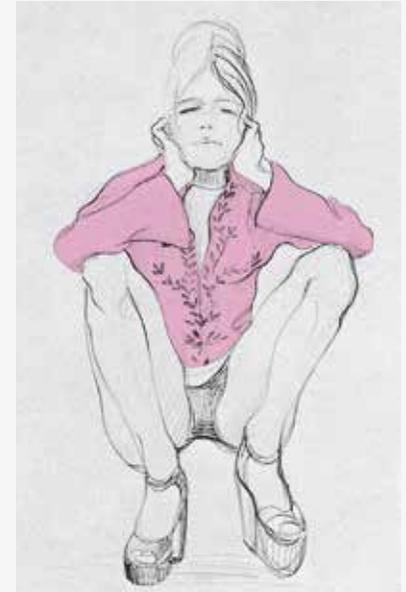
Wer ausser Tomi Ungerer wäre auf die Idee gekommen, wie in «Fünf fabelhafte Fabeltiere» eine Schlange, einen Kraken, eine Fledermaus, einen Geier und ein geflügeltes Känguru zu Helden zu machen? Ihm war wichtig, zu zeigen, dass der Aussenseiter Grosses zu vollbringen vermag, gerade weil er anderes kann als die Angepassten. Mit «Papa Schnapp und seine noch-nie-dagewesenen Geschichten» (1973) hat der Nimmermüde gar eine neue Art des Erzählens erfunden: lauter Geschichten, die höchstens zwei Seiten lang sind – und mit den schönsten Bildern, die er je geschaffen hat.

Bei einem Gespräch 2006 sagte Ungerer auf die Frage nach der besten Zeit seines Lebens: «Die drei Male, als ich klinisch tot war. Diese Befreiung, dieses Licht, keine Verantwortung zu spüren, keine Schuld – das ist ein tolles Gefühl. Das Gefährliche daran: Es ist fast wie eine Droge, man bekommt eine Sehnsucht danach.»

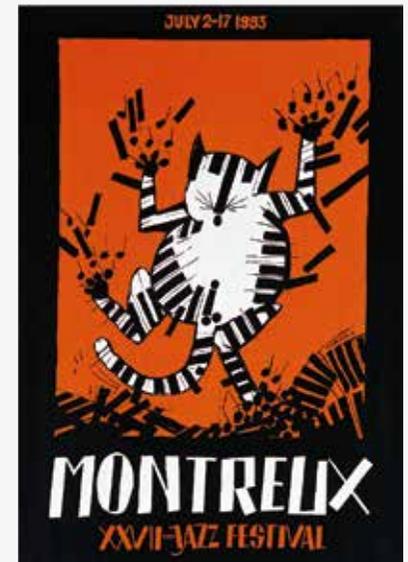
Am 9. Februar ist Tomi Ungerer im Haus seiner Tochter in Cork gestorben.



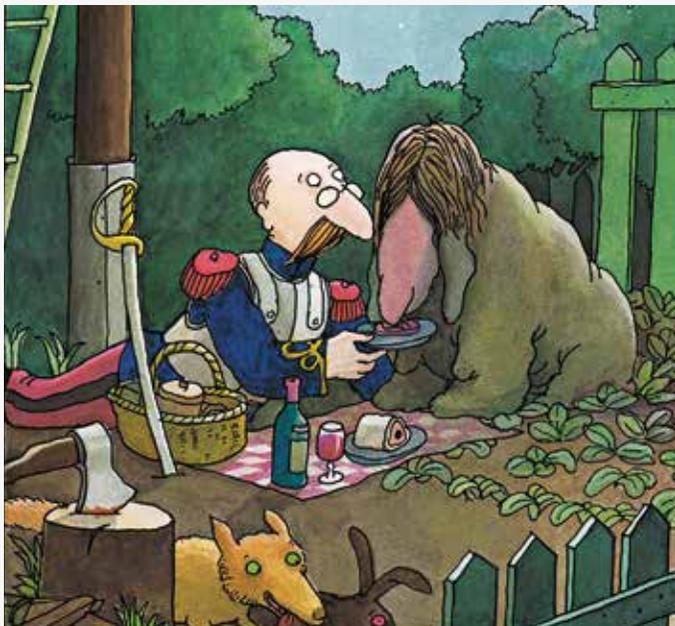
Kinder schlagen den Erwachsenen ein Schnippchen: «Kein Kuss für Mutter», 1973.



«Totempole», 1976.



Werbeplakat, 1993.



Ein Herz für Aussenseiter: «Das Biest des Monsieur Racine», 1972.



Neue Art des Erzählens erfunden: «Die drei Räuber», 1961.



Die Bibel

Verfehlungen zudecken

Von Peter Ruch

Überwältigen mich meine Verfehlungen und Abtrünnigkeiten; du bist's, der sie bedeckt (Psalm 65,4 Buber-Übersetzung). Es gibt Wintertage, wo es schon frühmorgens im Bett auffällt, dass es draussen ruhiger zugeht als sonst. Die Ruhe wird durchbrochen von den Geräuschen der Räumungsfahrzeuge, doch sind auch sie gedämpft. Ich erinnere mich, dass in meiner Kindheit die damals lärmigen Basler Tramzüge bei schneebedecktem Trasse kaum hörbar waren. Die Schneedecke schafft eine wohlthuende Stille und scheint die allgemeine Hektik in ruhigere Bahnen zu lenken. Deutlicher zeigt sich die Verwandlung beim Blick durchs Fenster, und am deutlichsten wohl beim Gang durch schneebedeckte Felder, Wiesen und Wälder. Ihre Wunden und Brüche sind bedeckt und in den sanften Landschaftsverlauf integriert. Die Siedlungen wirken harmonischer, wenn alle Dächer weiss und die Strassen mit Schneemahden gesäumt sind. Die weisse Farbe ist in den christlichen Kirchen der Erlösung zugeordnet. Sie markiert liturgisch zwischen Ostern und Pfingsten die Verwandlung der Welt, weil Christus das ewige Leben ans Licht gebracht hat.

Der eingangs zitierte Psalmvers redet in den meisten Übersetzungen von *vergeben*. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber gab die hebräischen Wortstämme konsequent mit den gleichen deutschen Begriffen wieder. Dadurch werden manche Passagen verfremdet, können aber zuweilen den Inhalt genauer erschliessen. Hier steht *bedecken* anstatt *vergeben*. In der Tat ist dies die Bedeutung des hebräischen Verbs *kpr*, das mit dem arabischen *kfr* (bedecken) zusammenhängt. Verfehlungen und Abtrünnigkeiten werden bedeckt. Und der Sünder wird gegen die Folgen seines Tuns gedeckt. Das Zudecken von Verfehlungen gilt als unredlich. Die Geschichtsschreibung, die Psychoanalyse und die Kriminalpolizei müssen aufdecken. Das ist richtig. Was wir indessen weder ändern noch wiedergutmachen können, decken wir besser zu, damit das Leben bereinigt, beruhigt und frisch weitergeht. Wie eine schneebedeckte Landschaft.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Moral und Recht: Bibi Mundanzi (Abena Ayivor) in «Black Earth Rising».

Serien

Da verschwimmen die Fronten

«Black Earth Rising», die britische Miniserie über den Genozid der Hutu an den Tutsi, weitet das Thema zum Konflikt Afrikas mit dem Westen. Von Wolfram Knorr

Mein moralischer Kompass dreht sich so schnell, dass selbst Chuck Yeager den Schleudersitz nehmen würde», bekennt sarkastisch Michael Ennis (John Goodman), schwergewichtiger Chef einer Londoner Anwaltskanzlei. Chuck Yeager war der legendäre US-Testpilot, der als Erster die Schallmauer durchbrach. Ennis und die Menschenrechtsanwältin Eve Ashby (Harriet Walter) versuchen etwas Ähnliches, um Hutu-Drahtzieher, die 1994 den Mob dazu anstachelten, eine Million Tutsi in Ruanda abzuschlachten, vor ein internationales Gericht zu bringen. Weil viele mitmischen, kommt der moralische und juristische Kompass ins Trudeln. Bei einer Diskussion wird Eve Ashby aus dem Auditorium von einem Schwarzen herausgefordert: «Ich möchte eine Frage stellen: Was veranlasst Sie, diesen neokolonialistischen Mist zu verbreiten (...) Auf genau die Art, die seit Hunderten von Jahren diesen Kontinent dezimierte, seinen Reichtum, seine Regierung, seine Religionen, nach all den Vorkommnissen», würde der Westen wieder bestimmen – über Moral und Recht.

Politische Schachzüge

Willkommen bei «Black Earth Rising», der aufregendsten Auseinandersetzung des Westens mit Afrika. Die achtteilige Miniserie bei Netflix beschäftigt sich mit der Frage, warum

der Völkermord vor den Internationalen Gerichtshof in Den Haag gebracht werden soll und der Prozess nicht dort stattfindet, wo der Genozid passiert ist. Gleichzeitig problematisiert die Serie das dramatische und ästhetische Bild, den Hang zum Exotischen und Archaischen, das unser aller Vorstellung von Afrika bis heute prägt. Im Mittelpunkt steht Kate Ashby (Michaela Coel), eine junge Juristin in London, die als Kind den Genozid in Ruanda überlebte, von Eve Ashby adoptiert wurde und als Ermittlerin in Michael Ennis' Kanzlei tätig ist. Traumatisiert von der Kindheit und um ihre Identität ringend, reagiert sie aggressiv auf die politischen Schachzüge, mit denen ihre Mutter Eve laviert, um einen Ex-Tutsi-General und späteren Warlord anzuklagen. Da verschwimmen schnell die Fronten. Mit von der Partie sind Eunice Clayton (Tamara Tunie), eine Staatssekretärin im US-Aussenministerium, Alice Munezero (Nomma Dumezweni), eine ruandische Kriegsheldin und Parlamentsabgeordnete, David Runihura (Lucian Msamati), ein undurchsichtiger Berater der ruandischen Präsidentin Bibi Mundanzi (Abena Ayivor) und zwielichtige Industriebonzen der europäisch gemanagten Kromin Mining Corporation.

Hugo Blick, britischer Politszenarist («The Honourable Woman»), produzierte, schrieb

und inszenierte «Black Earth Rising» und war sich sehr wohl klar, den Blick des Westlers nicht vermeiden zu können, ihn aber immer wieder durch Kate Ashby in Frage zu stellen. Wenn die Gegenseite mit kaltschnäuzigen, ausgebufften Anwälten antritt und Michael Ennis zu Manövern greifen lässt, die Kate für wenig hilfreich hält, wird sie zur Identifikationsfigur. Mit allen Mitteln sucht sie nach den Hintergründen ihrer Herkunft, erfährt, dass ein Helfer sie aus einem Massengrab rettete, und reist nach Ruanda, um jenen Ort zu finden, der sie fast verschlungen hätte. Der Zuschauer fühlt sich, mit Kate, durch die Story hin- und hergerissen, die mit hoher Raffinesse *plot twists* einsetzt, um das unsägliche Politgeschacher um die Kriegsverbrechen anschaulich zu machen.

Es bleibt die Frage, die der junge Schwarze aus dem Auditorium der Staatsanwältin des Internationalen Gerichtshofs in der ersten Folge stellt: Wieso glaubt der Westen die moralische Deutungshoheit zu haben? ★★★★★



«Sinnliche Kraft»: «Berlin Station».

Berlin Station — Es läuft bereits die dritte Staffel der Spionageserie, die zu Beginn eher skeptisch, wenn überhaupt, zur Kenntnis genommen wurde. Auch heute noch findet sie nicht so recht die Resonanz, die sie verdient. Vom zurzeit raffiniertesten Spionageautor Olen Steinhauer («Die Kairo-Affäre») geschrieben und von Bradford Winters («The Americans») als Showrunner zu verantworten, spielt sie in einem Berlin, das man in seiner sinnlichen Kraft (Kamera Hagen Bogdanski) eher selten von einem deutschen Film- oder TV-Macher zu sehen bekommt. Im Mittelpunkt steht die Berliner CIA-Residentur, die sich mit aktuellen Themen wie Datenleaks, Überwachung von Terrorverdächtigen und – wie in der jüngsten Staffel – mit der Bedrohung Litauens durch eine russlandfreundliche, radikale Minderheit beschäftigt, bei der die CIA mit ihren gewonnenen Erkenntnissen nie recht weiss, wie sie auf die Entwicklung reagieren soll. Das gewinnt – weniger reisserisch – erstaunliche Authentizität. ★★★★★☆

Sex Education — Als FBI-Agentin Dana Scully aus der «Akte X» kennt man sie, in der Rolle einer Sex-Therapeutin und Mutter eines Halbwüchsigen dürfte Gillian Anderson dagegen für



Pennälerprobleme: «Sex Education».

viele eine Überraschung sein. Mit Selbstironie glänzt sie als eine Art britische Erika Berger, die mit genussaktiver Offenheit über alles redet und damit ihren Filius Otis (Ex-Kinderstar Asa Butterfield aus «Hugo Cabret») in Verlegenheit treibt, bis die hormonell immer aufgepeitschte Mama im Sohn selbst eine therapeutische Ader weckt. In der Schule gibt es nämlich auch Sex-Probleme, die er mit dem cleveren *bad girl* Maeve (Emma Mackey) in klingende Münze umsetzt. Und schon kommen sie zu Otis zur Beichte («Meine Schamhaare wachsen so schnell, ich bin wie Wolverine» oder: «Ist es seltsam, dass ich beim Orgasmus an die Queen denke?»). Was wie eine moderne «American Pie»-Version anmuten mag, stellt sich bald als einfallsreicher Aufklärungsspass für Teenager heraus, der nie, bei aller Drastik, die vulgären Untiefen von «American Pie» streift. Die Erfinderin Laurie Nunn erweist sich als intensive ZuhörerIn, die Pennälerprobleme fleissig sammelte. Was vielleicht ein bisschen lärmig beginnt und manchem Entsagungsfanatiker die Schamröte ins Gesicht zu treiben vermag, entwickelt sich von Folge zu Folge immer subtiler und erstaunlich feinfühlig. ★★★★★☆

Alle Serien sind auf Netflix abrufbar.

Knorrs Liste

1	The Favourite Regie: Yorgos Lanthimos	★★★★★
2	Roma Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
3	The Wife Regie: Björn Runge	★★★★☆
4	The Kindergarten Teacher Regie: Sara Colangelo	★★★★☆
5	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
6	Mary Queen of Scots Regie: Josie Rourke	★★★★☆
7	Colette Regie: Wash Westmoreland	★★★★☆
8	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★☆
9	Womit haben wir das verdient? Regie: Eva Spreitzhofer	★★★☆☆
10	The Mule Regie: Clint Eastwood	★★★☆☆

Jazz

Ausgelassenheit und Power

Von Peter Rüedi

Ralph Alessi, geboren 1963 als Sohn des klassischen Trompeters Joe Alessi und der Opernsängerin Maria Leone, ausgebildet am California Institute of the Arts unter Charlie Haden (mit Diplomen als Trompeter und als Bassist, eine seltene Kombination, die seinem vertikalen Denken auch als Bläser noch anzumerken ist), avancierte nach seinem Wechsel nach New York rasch zu einem der meistgesuchten, vielseitigsten Trompeter der Downtown-Szene. Für seine jüngste CD bei ECM mit dem Titel «Imaginary Friends» holte er sich mit Ravi Coltrane einen Saxofonisten an seine Seite, der seit seinen Studienzeiten ein keineswegs eingebildeter Freund, vielmehr ein veritables Alter Ego ist, mit dem er wie mit der Rhythmusgruppe seit Jahren zusammenarbeitet (Andy Milne am Piano, Drew Gress am Bass und Mark Ferber am Schlagzeug).

Alessi und Ravi Coltrane sind beides Musiker, die auf seltene Weise intelligente Zurückhaltung, die Logik und die emotionale Tiefe einer musikalischen Poesie mit spielerischer Ausgelassenheit, Power und scharf konturiertem Formbewusstsein in der Entwicklung der improvisatorischen Ideen verbinden. Vom meisterlichen Eröffnungstück «Iram Issela» – in der inspirierten Kompaktheit eine Art Mini-Suite – über den groovenden «Fun Room», den emanzipierten Bop von «Melee» bis zum abschliessenden balladesken Duo Alessis mit Pianist Milne («Good Boy») ist diese CD in der Abfolge ein klug komponiertes Metakunstwerk – vielseitig glänzend, aber konsequent in der Stilistik. Alle neun Stücke (neben den genannten das melancholisch verhangene «Oxide», die ebenso komplexen wie zugänglichen «Improper Authorities» und «Around the Corner» und das gleichzeitig pointierte und nachdenkliche «Pittance») stammen von Alessi, in dessen ausgeschriebenen Passagen immer der Improvisator spürbar ist. Und umgekehrt.

Alessis offener, glanzvoller, aber auch lyrischer Trompetenton ist unverkennbar, und die Band hat überhaupt eine Geschlossenheit, wie sie nur aus langer und intensiver Zusammenarbeit resultiert.



Ralph Alessi: Imaginary Friends. ECM 2629



Thiel

Humanismus

Von Andreas Thiel

Passant: Wogegen demonstriert ihr denn hier?

Demonstrant: Gegen den Klimawandel.

Passant: Aha. Und ändert sich was?

Demonstrant: Wir werden hier so lange demonstrieren, bis sich die Gesetze ändern.

Passant: Aha. Ihr wollt also nicht die Menschen ändern, sondern die Gesetze?

Demonstrant: Wir wollen Gesetze haben, welche die Menschen zwingen, sich zu ändern.

Passant: Aber vielleicht wollen sich die Menschen gar nicht ändern.

Demonstrant: Die Menschen müssen sich ändern, denn nur so können wir die Menschheit vor dem Klimawandel retten.

Passant: Was ist mit den Menschen, die sich nicht von euch retten lassen wollen?

Demonstrant: Der einzelne Mensch ist uns egal. Uns geht es um die gesamte Menschheit.

Passant: Das klingt religiös.

Demonstrant: Das ist nicht religiös! Wir sind vom humanistischen Gymnasium ...

Passant: Was heisst das?

Demonstrant: Wir wurden humanistisch gebildet. Bei uns wird niemand ausgegrenzt, weil er nicht an Gott glaubt. Bei uns steht nicht Gott im Zentrum, sondern der Mensch.

Passant: Der Mensch steht bei euch im Zentrum? Das klingt, als würde sich die Sonne wieder mal um die Erde drehen.

Demonstrant: Nicht nur der Mensch alleine steht im Zentrum, sondern auch die Natur, die Umwelt, alles hier ...

Passant: Vielleicht rettet uns ja die Natur?

Demonstrant: Die Natur geht mit dem Klimawandel zugrunde. Nur der Mensch kann sie noch retten.

Passant: Ich glaube nicht, dass der Mensch das kann.

Demonstrant: He, Kollegen, da ist einer gegen uns!

Passant: Ich bin bloss anderer Meinung.

Demonstrant: Das ist Blasphemie! Kollegen, sammelt Zweige für den Scheiterhaufen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Futuristische Ideen

Riesiger Andrang und unbeschwerter Losgelöstheit: Das war die Mode Suisse im Migros-Museum für Gegenwartskunst. Von Hildegard Schwaninger

Der Berner Yannick Aellen ist eine grosse Nummer im internationalen Modedezirkus. Seit über zwanzig Jahren ist er im Business: choreografiert Modeschauen, entdeckt Models, organisiert Mode-Shootings. Vor acht Jahren hat er Mode Suisse gegründet, eine Veranstaltung, die das Schaffen der Schweizer Modeschöpfer in den Mittelpunkt stellt. Jetzt ging die Edition 15 über die Bühne – ein grosses Spektakel, an dem sich die jungen Talente der Öffentlichkeit präsentieren. Diesmal fand die grosse Schau im Migros-Museum für Gegenwartskunst in Zürich-West statt. Die weiten, lichtdurchfluteten Räume sind idealer Laufsteg für die Kreationen der helvetischen Designer.

Der Andrang war wie immer riesig, jeder, der in der Mode etwas zu sagen hat (oder zu sagen haben will), will dabei sein. Sich hier zu zeigen, gehört zum Status. Ungefähr so: Lieber tot als keine Einladung zu Mode Suisse haben. Schon der Einzug der Gäste ist jeweils ein riesiges Schaulaufen. Modeblogger/-innen, Fotografen/-innen, Influencer/-innen, Modejournalisten/-innen, Public-Relations-Volk, Modekaufleute, Jungdesigner, Visagisten, Coiffeure, Model-Aspiranten/-innen – alle haben sich auffällig gemacht, gestylt bis in die Fingerspitzen, ready für die Präsentation auf Instagram.

Und was hatte der Laufsteg zu bieten? Zehn Schweizer Designer zeigten ihre Ideen. Fazit: Darüber, ob ihre Mode «tragbar» ist, brauchen sich die Kleiderkünstler wenig Gedanken zu machen. Es geht darum, der Kreativität freien Lauf

zu lassen, futuristische Ideen in die Tat umzusetzen – was beim Publikum längst nicht mehr Kopfschütteln hervorruft, sondern eher Bewunderung dafür, dass die Modeschöpfer so unbeschwert ihren Stil pflegen. Die Frage, wie sie ihre Kunst finanzieren, wirkt da richtig spiessig. Sponsoren gibt es – Gott sei Dank – einige. Dank Mercedes bekam jeder Besucher einen Chip, mit dem er an der Bar einen Welcome-Drink holen durfte. Pro Helvetia unterstützte und Migros (so war auch Kulturprozent-Chefin Hedy Graber da mit Kunsthaus-Direktionsmitglied Christoph Stuehn).

Ein paar Designer gibt es aber immer, die mit ihrer Kollektion den Weg in die Boutiquen oder Warenhäuser schaffen. Die Kreationen Mourjjan von Michael Muntinga und Roland Rahal (der eine ist für das Design zuständig, der andere für die Finanzen) werden im Globus Zürich und in der Boutique Paparazzi in Zug verkauft. Mourjjan, «Newcomer of the Year», setzt modisch auf den Geschmack der finanzstarken Bourgeoisie. Schöne Seide, kostbare Stoffe, kundenorientierte Designs. Auch Nina Yuun hat es – mit Kleidern in Delft-Blau und mit raffinierten Details, die an Dries Van Noten erinnern – in die Boutiquen geschafft. Garnison von Luka Maurer, Schneiderkunst für den modernen Mann, zeigt raffinierte schwarze Mäntel zu hohen Stiefeln. Collective Swallow von Anaïs Marti und Ugo Pecoraio zeigt Mädchen mit Zöpfen und unschuldig weissen Kniestrümpfen zu High Heels und bunten Röcken, Head –



Fast verliebt

Liebesangst

Von Claudia Schumacher

Er stand am Zürcher Hauptbahnhof unter dem dicken Schutzengel von Niki de Saint Phalle und wurde von Liebe überwältigt. Er nahm sein Smartphone und tippte: «Ich liebe dich!» – da drückte ihm

eine tonnenschwere Last auf die Brust. Gerade so, als hätte sich der Engel auf ihn gesetzt.

«Ich liebe dich!» – ernsthaft? Das wollte er ihr schreiben? Er schüttelte den Kopf. «Komm schon», sagte er zu sich selbst und lachte leise, aber schrill, während keiner der Passanten ihn beachtete. Er war doch mal originell gewesen! Seiner letzten Freundin hatte er gesagt, er werde niemals «Ich liebe dich» sagen. Viel zu abgedroschen. Wie viele Menschen weltweit wohl in jener Sekunde «Ich liebe dich» sagten? Wie war es möglich, dass alle das Gleiche empfanden? Was für eine Fehlprogrammierung führte dazu, dass alle auf denselben Satz zurückgriffen? Wieder und wieder und wieder: «Ich liebe dich.» Nein danke, da machte er nicht mit. Er war einzigartig. Niemand hatte denselben Leberfleck auf der linken Pobacke, niemand lachte wie er, niemand sonst auf der Welt hatte seine Eltern, niemand ausser ihm hatte ihre Macken übernommen.



Grosse Nummer: Veranstalter Aellen.



Kostbare Stoffe: aus der Kollektion Mourjjan.



Sponsoring: Kulturprozent-Chefin Graber.

Genève ist mehr eine *freaky* Harry-Potter-Show mit Riesenhüten, After Work Studio von Karin Wüthrich und Matthias Fürst zeigt «brandneue Strickkleider, made in Switzerland», lange, enge Kleider mit hohen Schlitzern und hohe Stiefel, ideal für den schwerelosen Feierabend. Bei Amorphose (Giancarlo Bello) blitzen verführerische Silberpumps unter langen Röcken; bei Rafael Kouto tragen alle Sneakers. Jacqueline Loekito zeigt ihre «Valentine's Collection» – alles in Rot-, Orange- und Pinktönen. Ein Mann im knallrosa Hosenanzug ist ein Statement zur Gender-Thematik, das nur noch getoppt wird von Forbidden Denimeries (Mikael Vilchez), dessen *robe de mariée* (das Hochzeitskleid, das an Pariser Couture-Shows den krönenden apothetischen Abschluss bildet), eine bodenlange Robe aus Jeansstoff, von einem Mann vorgeführt wird.

«Anything goes» ist in der Modebranche längst angekommen. Es gibt schon ewig kein Modediktat mehr, man kann alles tragen, was einem gefällt. Zum Glück! Aber eine nicht ungefährliche Tendenz, die der Modebranche den Todesstoss versetzen könnte. Wenn alles geht, braucht man nichts Neues zu kaufen. Unter diesem Trend leidet die einst so lukrative Branche schon seit längerer Zeit. Dennoch: Die Arbeiten der jungen Schweizer Modedesigner darf man für ihre futuristischen Ideen, den kreativen Blick in die Zukunft und die von kommerziellen Interessen losgelöste Unbeschwertheit bewundern. Über Geld redet man besser nicht. Nach der Show konnte man die Kleider kaufen. Da die meisten Besucher finanziell etwa so gut gestellt sind wie die Modeschöpfer, machten nur die wenigsten davon Gebrauch.

Im Internet

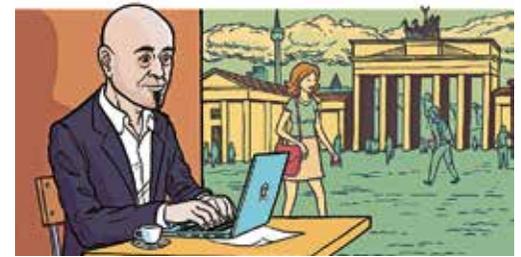
www.schwaningerpost.com

Trotzdem war jetzt alles anders. Wegen ihr. So hatte er noch nicht gefühlt. Das Verrückte war, dass er in diesem Gefühl... auch so nah bei sich selbst war wie noch nie. Wie konnte das sein? Wie konnte das gleiche Gefühl, das ihn noch näher zu sich selbst führte, das ihn noch einzigartig machte, wie konnte dasselbe Gefühl ihn zu einem Typen machen, der die Phrase aller Phrasen drosch? Was unterschied ihn noch von den anderen 7,63 Milliarden Menschen, wenn er auf der Höhe seiner Gefühle den gleichen Satz wie jeder sagte? Er war jedermann. O Gott!

Wo sollte das hinführen? Er schaute sich um. Sah in die Masse der Passanten – und sah seine Zukunft. Er und sie. Würden nicht voneinander lassen. Am Anfang würden sie es treiben wie die Karnickel. Dann würden sie aufhören. Bequemer werden. Sein Bauchansatz würde sich durchsetzen, sie würde zu Hause nur noch

Trainerhosen tragen. Ein Kind, zwei Kinder – und er würde nach und nach aufhören, kleine Konzerte in dreckigen Klubs zu besuchen. Sie würden sich über den Einkauf und die Wäsche streiten, und es würde ihnen das Mark aus den Knochen saugen. Irgendwann würden sie nicht mehr gross reden. Sie würden über Trennung nachdenken. Da sie füreinander gemacht waren, würden sie aber beisammenbleiben. Ihre erwachsenen Kinder in fernen Städten besuchen. Manchmal am Flughafen, da würden sie Händchen halten. Und irgendwann würden sie an Krebs sterben und bald vergessen sein.

Er atmete tief ein und schaute hoch zu dem dicken Engel. Dann stiess er ruckartig den Atem aus. «Scheiss drauf», sagte er mit glitzernden Augen – und schickte ihr den gottverdammten Satz.



Unten durch

Beckenknochen

Von Linus Reichlin

Nachdem ich mehrere Monate lang unter hohem Zeitdruck täglich zwölf Stunden gearbeitet hatte, schaute ich mir, um mich vom Stress zu erholen, im Fernsehen einen Dokumentarfilm über Richard Kuklinski an. Er hat als Auftragskiller für die Mafia in dreissig Jahren rund 200 Menschen umgebracht. Das ist im Durchschnitt 1 Mord alle 2 Monate – was ist denn das für eine hundslausige Produktivität?! Es ärgerte mich richtig. Wenn ich Kuklinskis Projektleiter gewesen wäre, hätte ich ihm eine realistische Zeitkalkulation auf den Tisch geknallt und seine Frau erschossen, um ihm zu zeigen, dass hier von jetzt an effizient gearbeitet wird. Ich rechnete alles genau durch. Für die Vorbereitung eines Mordes veranschlagte ich fünf Arbeitstage. Das klingt nach knapper Kalkulation, aber man darf nicht vergessen, dass das Opfer ja bereits bekannt ist: Der Angestellte – in diesem Fall Herr Kuklinski – weiss bereits, wie sein Kunde heisst und wo er wohnt. Es gibt keine Akquise, man kann gleich mit der Abwicklung des Auftrags beginnen. Es kann sein, dass der Kunde mal nicht zu Hause ist, wenn man mit der Pistole vor der Tür steht, oder er schießt zurück – solche Vorfälle können die Vorbereitungszeit verlängern. Aber das ist in den fünf Tagen schon einberechnet. Ausserdem war Herr Kuklinski ein langjähriger, erfahrener Mitarbeiter und kein Auszubildender, der erst mal vier Tage braucht, um die Adresse des Kunden zu finden, und der danach im Auto erst noch jedes einzelne Unterleibsfoto eines Sexmagazins einer genauen Prüfung unterzieht, bevor er endlich mit der Arbeit loslegt.

Zweiter Punkt: Durchführung. Dafür veranschlagte ich drei Sekunden. Denn das Erschiessen eines Menschen dauert nun mal nicht zwei Monate, auch wenn Herr Kuklinski wahrscheinlich versucht hat, das seinen Vorgesetzten einzureden. Irgendwann werden die ihn ja mal gefragt haben: «Hör mal, Richie-Boy, unsere Projektleiter sagen, dass du zwei Monate brauchst, um einen unserer Geschäftspartner aus dem Weg zu räumen. Und jetzt fragen wir uns hier alle, ob du ihnen die Kugel jeweils auf die Stirn legst und wartest, bis die Gravitationskraft sie von selbst in den Schädel drückt?» Drit-

>>> Fortsetzung auf Seite 62

ter Punkt: Entsorgung. Dafür kalkulierte ich einen Arbeitstag ein. Herr Kuklinski wurde nämlich von der Geschäftsleitung mit allen nötigen Chemikalien ausgestattet, auf Wunsch wurde ihm sogar eine Zementmaschine zur Verfügung gestellt. Er war, nach allem, was ich aus dem Dokumentarfilm über ihn weiss, der Typus des von seinen Vorgesetzten überschätzten und folglich verhätschelten Mitarbeiters, der wenig leistet, aber über das wenige viel spricht, und der einen guten Draht zur Frau des Chefs hat, weil er sich angeblich wie sie brennend für Astrologie interessiert. Stillere und bescheidenere Mafia-Mitarbeiter als er müssen eine Leiche in einer von der Finanzabteilung knapp bemessenen Säuremenge auflösen – oft reicht es nicht mal, um auch die Beckenknochen ganz aufzulösen, die müssen dann in mühevoller Handarbeit am Samstagmorgen mit der Gemüseraffel kleingeraspelt werden.

Aber wenn der feine Herr Kuklinski die nur ein Meter sechzig grosse Leiche eines sizilianischen Drogenhändlers in einem Säurebad von den Ausmassen eines Hallenbades auflösen wollte, segnete die Finanzabteilung das mit einem Lächeln ab. Der Kerl ging mir inzwischen derart auf die Nerven! Meine Arbeitszeitberechnung ergab, dass die gesamte Beseitigungsprozedur in nur sechs Arbeitstagen und drei Sekunden erledigt werden konnte. Wäre Kuklinski nicht schon eines möglicherweise natürlichen Todes gestorben, hätte ich meine Zahlen seiner Geschäftsleitung geschickt, mit dem handschriftlichen Vermerk: «Was also hat Kuklinski in den 7 weiteren Wochen gemacht, die er angeblich für 1 Auftrags erledigung gebraucht hat? Wahrscheinlich hat er es auf den Kanaren mit Ihren Müttern getrieben!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Das Veltlin als Exil

Von Peter Rüedi

Maacht den Zaun nicht zu weit» – der berühmte Satz, stamme er nun von Bruder Klaus oder nicht, ist gewiss eine passable Formel für die Aussenpolitik der alten Eidgenossenschaft nach Marignano. Was den Weinbau betrifft, mag ein Schweizer des 21. Jahrhunderts allerdings mit gemischten Gefühlen auf diese selbstaufgelegte Bescheidenheitsmaxime zurückblicken. Von den Burgundkriegen über die Verbindungen ins südliche Elsass bis zur Bündner Herrschaft im Veltlin ergäbe sich so etwas wie eine önologisch helvetische Grossvision. Namentlich die Bündner Herrschaft im Etschtal zwischen Comersee und Tirano war zwischen 1512 und 1797 ein veritabler Besitz der drei Bündner Bünde; so gesehen, kommt es nicht ganz zufällig, dass in Graubünden, ja in der Schweiz generell noch immer einige den Veltliner für einen Schweizer Wein halten. Ist er aber eben nicht, er kommt von jenseits des Zauns aus dem norditalienischen Weinbaugebiet, von den mehrheitlich sehr steilen Terrassen entlang der Adda.

Die Valtellina ist Nebbiolo-Land, die einen sagen seit dem Mittelalter, die andern seit dem frühen 19. Jahrhundert. Wie auch immer: Die Traube, die im Piemont auch noch nicht seit so langer Zeit den Gipfel von Barolo und Barbaresco erreicht hat (also das Nonplusultra der italienischen Weine überhaupt), hat sich im alpinen Ambiente zu einem eigenen Profil ausgewachsen: unverkennbar Nebbiolo, aber leichter im Alkohol, etwas sperriger in den Tanninen, markanter in der Säure.

Valtellina, auch Valtellina Superiore, sind in der Regel Weine, denen man das gendernässige unkorrekte Attribut «maskulin» nicht absprechen kann. Auch Stefan Keller, Weinpromotor von geradezu stupender Vielseitigkeit, ist dem Veltlin allgemein und dem Nebbiolo im besonderen eng verbunden, zuerst im Rahmen des Produzentenkollektivs I Vinatori, jetzt in Zusammenarbeit mit den Fratelli Triacca vom gleichnamigen grösseren Haus. 1999 wagte er allerdings den kühnen Versuch, auf alte Nebbiolo-Stöcke Syrah-Triebe aus der Côte-Rôtie aufzupropfen. Das Resultat ist, vom Jahrgang 2016 her geurteilt, ein runder, zugänglicher, aber keineswegs weichgezeichneter Syrah: eine von der oberen Rhone auf die steinigten Terrazze Retiche di Sondrio ausgewanderte Spezialität, sozusagen ein fabelhaft gelungenes Süd-Nord-Experiment.

Die Kostbarkeit heisst nach der Parzelle, von der die Reben stammen, «Santa Perpetua» und ist damit auch ein Bekenntnis zum Terroir, dem dieser Exilant seinen Charakter verdankt. Übrigens: optimales Preis-Genuss-Verhältnis!

Syrah Santa Perpetua Terrazze Retiche di Sondrio / Valtellina) 2016. 13%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 24.–. www.kueferweg.ch



Salz & Pfeffer

Die Wohlfühlbeiz

Von David Schnapp

Als ich 2002 begann, für die *Weltwoche* zu arbeiten, öffnete mehr oder weniger gleichzeitig, aber ohne jeden Zusammenhang, die «Brasserie Bernoulli» in Sichtweite des Zürcher Stadions Hardturm ihre Türen. Das Stadion ist längst eine Ruine,

ein Mahnmal dilettantischer Kommunalpolitik. Aus dem «Bernoulli» hingegen wurde eine Institution – eine Quartierbeiz im besten Sinn, wo zuverlässig auf gutem Niveau Essen zubereitet wird, das man am besten als Hausmannskost bezeichnet. Sie wurde schnell zum bevorzugten Lunch-Ziel kulinarisch anspruchsvollerer Redaktionsmitglieder.

Wobei Hausmannskost insofern nicht zutrifft, als in der Beiz mit dem Sichtbeton und den Horgenglarus-Holzstühlen, seit ich mich erinnern kann, Frauen am Herd stehen. Claudia Altorfer lenkt die Geschicke der «Bernoulli»-Küche seit der Eröffnung vor sieben Jahren. Im Frühling aber ist Schluss: Altorfer und Gastgeber Ernst Baumgartner hören auf. Er ist nebenbei noch Mitbesitzer eines Rebbergs in Männedorf am Zürichsee, wo jährlich rund 2000 Flaschen aus so exotischen Sorten wie Syrah oder Barbera produziert werden.

Von den Dutzenden von Mittagessen, die ich im «Bernoulli» bestellt habe, kann ich mich an keines erinnern, das nicht gut gewesen wäre. Gestern gab es Hacktätschli mit breiten Nudeln an Pilzrahmsauce sowie grob geschnittene Stücke von Randen und Knollensellerie aus dem Ofen. Das Fleisch – aus der Region und «bio» – war innen noch leicht roh und mit etwas Schärfe abgeschmeckt. Würde man streng sein wollen, könnte man am Tagesmenü Fleisch für 27 Franken (inklusive Karotten-Kokos-Suppe) aussetzen, dass das Gemüse etwas gar rustikal daherkam und kaum gewürzt wurde. Aber in einer Beiz, wo man sich wie zu Hause fühlt, geht es nicht um Detailkritik, sondern um die grosse Wohlfühlatmosphäre.

Brasserie Bernoulli, Hardturmstrasse 261, Zürich. Tel. 044 563 87 37; sonntags geschlossen. 13 GM-Punkte

David Schnapp ist Autor beim «Gault & Millau-Channel».



Auto

Kindheitserinnerungen

Warum sich der Alfa Romeo Stelvio mit zwei Klassikern aus den siebziger und achtziger Jahren messen lassen muss. *Von David Schnapp*

Zu den wichtigsten Autos meiner Kindheit gehörten zwei Alfa-Romeo-Modelle, die beide schon etwas Patina angesetzt hatten, deren italienische Seele aber immer etwas Besonderes war. Eine Zeitlang waren wir in einem Alfasud in Kanarienvogelgelb unterwegs, der sich dann schnell als etwas unpraktisch erwies und ein kleines Rostproblem hatte. Auf das Coupé folgte eine silberne, viertürige Giulietta, die ausreichend Stil und Platz in einem kompakten Fahrzeug vereinigte. Heute sind diese beiden Modelle aus den siebziger und achtziger Jahren Klassiker des Automobilbaus.

Im weitesten Sinn gelten diese Attribute auch für den Alfa Romeo, den ich letzte Woche in der Garage hatte: Der Stelvio ist das erste SUV der italienischen Marke mit dem «Cuore Sportivo», dem Sportlerherzen. Und an diesem Werbeversprechen muss sich das Allradfahrzeug messen – und an meinen Kindheitserinnerungen natürlich auch.

Die äussere Hülle des Stelvio mit ihren schönen Rundungen und der klaren, schlichten

Form ist vermutlich mit ein Grund, dass das SUV 2018 1814-mal in der Schweiz verkauft wurde – ein sehr schöner Erfolg für eine Marke, die im Gesamtmarkt eher als Nischenanbieter angesehen werden muss. Im Innern des Bestsellers setzt sich fort, was aussen begonnen hatte. Man hat weniger das Gefühl, in einem Kraftfahrzeug zu sitzen als vielmehr in einer italienisch designten Wohnlandschaft mit milkschokoladenfarbenen Ledersesseln, Echtholzintarsien und viel gutem Stil in fast jedem Detail.

Sicherer Tritt

Das Sport Utility Vehicle, benannt nach einem Pass im Südtirol (Passo dello Stelvio), ist mit dem Allradsystem Q4 ausgestattet, das für sicheren Tritt auch auf unsicherem Untergrund sorgt. Zusammen mit dem 280-PS-Benzinmotor handelt es sich um einen ebenso leistungsstarken wie souveränen Antriebsstrang. Geschaltet wird über eine Acht-Gang-Automatik. Über einen Drehschalter ver-

ändert sich die Fahrodynamik des Wagens schneller, als man «Alfa Romeo» sagen kann. Die drei Modi heissen «Dynamic», «Natural» sowie «Advanced Efficiency» (abgekürzt: DNA).

Für dynamische «Alfisti» wird der Stelvio überraschend einfach zum Sportwagen. Ein Dreh nach oben, und schon klingt der Motor kerniger, spricht schneller an, Lenkung und Bremsen reagieren empfindlicher, und jetzt machen auch die riesigen, wohlgeformten Schalt paddles am Lenkrad plötzlich Sinn. Der Stelvio liegt hervorragend in der Kurve, lässt sich präzise steuern und spurtet wenn nötig in 5,7 Sekunden aus dem Stand auf 100 km/h.

Ich fuhr den Allrad-Alfa aber nur ab und zu als Sportwagen. In der übrigen Zeit war er vor allem ein sehr gelungener Begleiter durch alltägliche Autofahrerbedürfnisse. Dort überzeugt das SUV mit so unscheinbaren, aber entscheidenden Details wie Lenkradheizung oder einem Abstandstempomaten, der auch im Stadtverkehr fehlerfrei arbeitet. Das natürlich konnten die Alfas meiner Kindheit nicht bieten.

Alfa Romeo Stelvio 2.0 Turbo Q4

Leistung: 280 PS / 206 kW; Hubraum: 1995 ccm; max. Drehmoment: 400 Nm (bei 2250 U/min); Verbrauch (EU-Norm): 7,9–8,0 l / 100 km; Beschleunigung 0–100 km/h: 5,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h; Preis: Fr. 61 500.–

Pinzette verdrängt Kochlöffel

Mit dem verspäteten Erscheinen des «Guide Michelin Schweiz 2019» liegen nun die beiden grossen gastronomischen Führer der Schweiz vor. Zeit, den Beizen auf den Zahn zu fühlen. *Von Andreas Honegger*

An der Spitze der Pyramide der «Michelin»- und «Gault Millau»-Wertungen gibt es seit Jahren fast immer nur kosmetische Veränderungen. Die Bewertungen lesen sich zwar, als ob hier risikobereite Artisten auf dem Hochseil springen würden, aber kaum eine Position ist in der Schweiz so solide wie jene der Drei-Sterne- oder Neunzehn-Punkte-Restaurants. Ist die Schweiz gastronomisch besonders erdbebensicher? Wir kennen alle die vielzitierten Geschichten von den Spitzengastronomen, die bei einer Abwertung oder nur dem Verdacht auf einen Verlust der Position im Ranking mit Suizid reagierten. Spätestens seit dem Tod von Benôit Loiseau und Bernard Violier fürchten sich die Gastronomiepäpste, welche die Bewertungen vornehmen, wohl genauso sehr vor dem Entzug der Höchstwertungen wie die Küchenchefs. Seit die Spitzenköche auf dem Gault-Millau-TV-Channel als Dauergäste auftreten, sind die Bindungen der Tester zu den Köchen wohl so weit gediehen, dass man solchen, die nicht mehr zu genügen drohen, den Hinweis gibt, allmählich freiwillig die Küche zu räumen, um ihnen einen strahlenden Abgang in Glanz und Gloria zu ermöglichen. Das ist ja nichts als sinnvoll, da die scharfen Messer nicht für die Köche, sondern primär für Fleisch und Gemüse bestimmt sind.

Verlangt wird absolute Perfektion

Erstaunlich ist nicht nur die langfristige Konstanz der höchsten Bewertungen, sondern auch deren weitgehende Übereinstimmung in beiden Führern. Diese laufen weitgehend parallel und folgen dem Trend, gewissermassen dem kulinarischen Zeitgeist. Auch die Kochkunst ist dem Diktat der Mode unterworfen. Und diese will permanent Neues sehen, liebt

Köche, die experimentieren, mehr als solche, die konservativ immer ihren angestammten und bei den Gästen beliebten Rezepten folgen. Im neuesten «Gault Millau» wird denn auch das Loblied auf die jungen wilden Köche gesungen. Der Zeittrend äussert sich ja auch durch ein neues Instrument. Der Koch schwingt nicht mehr die Kelle oder das Messer, sondern er arbeitet als genialer Dekorateur des Tellers mit der Pinzette: Zum Koch des Jahres hat der «Gault Millau» Heiko Nieder aus dem Zürcher «Dolder Grand» gewählt, den «Pinzetenmann» – wie der Chefredaktor des Restau-

rantführer ihn nennt. Angesichts seiner Auszeichnung mit der Höchstnote von 19 Punkten hat sich Nieder vielleicht gar einen dritten Michelin-Stern erhofft. Der rote Führer hat jedoch die Küche des «Pavillons» im «Baur au Lac» aufgewertet: Laurent Eperon hat einen zweiten Stern erhalten und konnte damit zum Pinzetenmann im «Dolder» aufschliessen. Für einen dritten Stern hat es Letzterem nicht gereicht.

Wie bedeutend heutzutage die Pinzetten geworden sind, sieht man am Beispiel von Bindella in Zürich: Das grosse Gastronomieunternehmen betreibt seit langem viele hervorragende Restaurants in Zürich und in der ganzen Schweiz. Aber einen Stern bekam keines der seit Jahren mit gepflegter italienischer Küche brillierenden Restaurants, sondern das neue Trendlokal «Ornellaia», bei dem sich eine ganze Schar von Köchen hinter den Fenstern der gut einsehbaren Küche mit den Pinzetten über die Teller beugt.



Lob für die Schweizer Küchen: Spitzengastronom Caminada, hier als TV-Koch beim Gault-Millau-Channel.

Kulinarische Hitparaden

«Unsere Besten 2019» betitelt «Gault Millau» seine Liste der mit den meisten Punkten ausgestatteten Restaurants. Innerhalb der Punktekategorien sind die als gleich gut eingestufteten Betriebe nach Kantonen und Ortschaften geordnet. So haben Ascona und Basel immer die Nase vorn, Zermatt und Zürich bilden die Schlusslichter. Das gilt auch für den «Guide Michelin», der innerhalb seiner Drei-Sterne-Kategorien ebenfalls nach Kantonen ordnet. In der Mischrechnung der

Weltwoche werden die Betriebe nach ihrer Gesamtzahl an Sternen und Punkten aufgeführt, danach aber gemäss der Ein- und Wertschätzung des Autors sortiert.

Man mag Punkten und Sternen kritisch gegenüberstehen, aber Gastroführer, die viele Daten und Fakten enthalten, sind oft hilfreich – hilfreicher als Listen, die durch die Kritik des Publikums entstehen. Leute, die sich soeben im Restaurant den Mund abgewischt haben, lassen im Internet Lust und Frust am Wirt aus und werfen ihm je nach dem einen Stein in den Garten oder legen ihm Steine in den Weg. Da stehen oft der-

artige Gemeinheiten, dass man sich fragt, ob da nicht die Konkurrenz von nebenan mitgeschrieben hat. Plattformen Lurchgate und Tripadvisor behaupten, es gebe Methoden, Fakes zu erkennen, es ist aber unklar, wie sie das machen wollen.

Auch die San-Pellegrino-Liste der besten fünfzig Restaurants der Welt ist ein Buch mit sieben Siegeln, die Sprunghaftigkeit der Bewertungen wird durch nichts erhellt. Immerhin war 2017 mit dem «Eleven Madison Park», New York, der Schweizer Koch Daniel Humm an die Weltspitze gelangt. Schon 2018 war der Traum vorbei, Massimo Bottura vom «Francescana» in Modena

Verlangt wird heute eine absolute Perfektion, gepaart mit Innovation und Dekoration: Sprossen und Blümchen und Farbtupfer sollen auf dem Teller ein Kunstwerk entstehen lassen, das alle Sinne anspricht.

Der «Guide Michelin» ist voller Lob für die Schweizer Küchen, er verteilt insgesamt 128 Sterne in die Schweiz, davon sind aber 105 für übers ganze Land verteilte Ein-Stern-Lokale. Es sind 21 neue dazugekommen, 12 sind aus dieser Gruppe gefallen, zum Teil, weil wie im Falle von Georges Wenger in Le Noirmont, Martin Surbecks «Sein» in Zürich oder dem «Wiesengrund» von Hans-Peter Hussong in Uetikon verdiente Gastronomen leider aufgehört haben. Über andere Gründe brauchen wir nicht zu berichten.

Gesuchte Auszeichnung

Der Guide «Michelin» bleibt mit zwei und drei Sternen sehr zurückhaltend. Drei Sterne gibt es nur für die drei Klassiker: «Hôtel de Ville» in Crissier, «Cheval Blanc» im «Les Trois Rois» in Basel und «Schloss Schauenstein» in Fürstenaun. Der «Gault Millau» hat eine um drei Betriebe grössere Spitzengruppe: Es werden auch 19 Punkte nach Satigny, nach Siders und ins «Dolder» in Zürich geliefert. Im Bereich der zwei Sterne ist die Übereinstimmung beider Führer gross: Die zwanzig Doppelsterne im «Guide Michelin» verteilen sich auf Betriebe, die beim «Gault Millau» Wertungen zwischen 17 und 19 Punkte bekommen haben. Die Ein-Sterne-Restaurants erstrecken sich indes bis in die Wertungen von 14 Punkten «hinab». Ein Michelin-Stern bleibt immer noch eine gesuchte Auszeichnung: ein Versprechen, das es für die Köche einzulösen gilt!

Beide Führer sind recht gute Ciceroni für Exkursionen in die Welt der gehobenen Gastronomie. Der «Gault Millau» bietet eine etwas vertiefte Besprechung in Form eines kleinen Artikels, während sich der «Guide Michelin» auf nur wenige Zeilen beschränkt. Die Tester der beiden Führer leisten sicher eine gute Arbeit, aber ob einem ein Restaurant in jeder Hinsicht gefällt oder nicht, bleibt dem individuellen Urteil der Gäste überlassen.

schob sich wieder auf Platz eins. Dafür hat Andreas Caminada vom «Schloss Schauenstein», der im Vorjahr aus den Rängen gefallen war, nun wieder auf dem Platz 47 Einzug gehalten – auf dem gleichen Rang wie 2016.

Offenbar steigt die Verlässlichkeit der Empfehlungen mit der Verkleinerung des Gesichtsfeldes. In Zürich steht mit «Waltis Beizenführer» seit 1989 ein regionaler Ratgeber bereit. Er wird von Enthusiasten mit dem Augenzwinkern geschrieben, ohne das eigentlich kein Restaurantführer wirklich zu verdauen ist. (*hon.*)

Die 50 besten Restaurants der Schweiz

Platz	Restaurant	Ort	Michelin-Sterne/Gault-Millau-Punkte
1.	Restaurant de l'Hôtel de Ville	Crissier	*** 19
2.	Cheval Blanc im Grandhotel Les Trois Rois	Basel	*** 19
3.	Schloss Schauenstein	Fürstenaun	*** 19
4.	Domaine de Châteauvieux	Satigny	** 19
5.	Didier de Courten im Terminus	Siders	** 19
6.	The Restaurant im Dolder Grand	Zürich	** 19
7.	Pavillon im Baur au Lac	Zürich	** 18
8.	Le Cerf	Cossonay	** 18
9.	Rico's	Küsnacht	** 18
10.	Anne-Sophie Pic im Beau-Rivage Palace	Lausanne	** 18
11.	Einstein Gourmet	St. Gallen	** 18
12.	Taverne zum Schäfli	Wigoltingen	** 18
13.	Adelboden	Steinen	** 18
14.	Homann's Gourmetrestaurant	Samnaun-Ravaisch	** 18
15.	Le Pont de Brent	Brent	** 18
16.	Stucki	Basel	** 18
17.	Ermitage des Ravet	Vufflens-le-Château	* 19
18.	Chesery	Gstaad	* 18
19.	La Table d'Edgar, Lausanne Palace Spa	Lausanne	* 18
20.	Zum Gupf	Rehetobel	* 18
21.	Le Chat-Botté	Genf	* 18
22.	Schlüssel	Oberwil	* 18
23.	Des Trois Tours	Freiburg-Bourguillon	* 18
24.	Hostellerie du Pas-de-l'Ours	Crans-Montana	* 18
25.	Alpina	Gstaad	* 18
26.	Talvo by Dalsass	St. Moritz-Champfèr	* 18
27.	Locanda Barbarossa im Castello del Sole	Ascona	* 18
28.	Les Quatres Saisons	Basel	* 18
29.	Bayview	Genf	* 18
30.	Lampart's	Hägendorf	** 17
31.	Park Hotel Viznau	Viznau	** 17
32.	Ecco im Hotel Atlantis	Zürich	** 17
33.	After Seven	Zermatt	** 17
34.	Ecco	Ascona	** 17
35.	Giardino Mountain	St. Moritz-Champfèr	** 17
36.	7132 Silver	Vals	** 17
37.	Sonnenhof Marée	Vaduz	* 17
38.	Igniv im Palace	St. Moritz	* 17
39.	Igniv	Bad Ragaz	* 17
40.	Adler	Hurden	* 17
41.	Schlüssel	Mels	* 17
42.	Cà d'Oro	Sankt Moritz	* 17
43.	Denis Martin	Vevey	* 17
44.	EquiTable	Zürich	* 17
45.	Le Cigalon	Thônex	* 17
46.	Da Vittorio im Carlton	St. Moritz	* 17
47.	Gustav	Zürich	* 17
48.	Traube	Trimbach	* 17
49.	L'Aparté	Genf	* 17
50.	Principe Leopoldo	Lugano	* 17

Zusammenstellung: **Andreas Honegger**



Tamaras Welt

Was wollen Männer von den Frauen?

Machen wir uns nichts vor, Männer haben weniger Ansprüche an die Partnerin als umgekehrt. Aber komplex wird es auch hier.

Von Tamara Wernli

Nachdem wir vergangene Woche die Ansprüche der Frau ergründet haben, drängt sich heute die Frage auf: Was wollen die Männer? Es gibt ja dieses Bonmot: Der Mann hofft, dass die Frau so bleibt, wie er sie kennengelernt hat. Die Frau wünscht sich, dass er so wird, wie sie ihn sich vorstellt. Es umschreibt die Geschlechterunterschiede bezüglich der Anforderungen ganz gut: Der Mann lebt tendenziell nach dem Motto «Leben und leben lassen».

Ich habe die Frage Männern im Alter von 24 bis 64 Jahren in der Community meines Youtube-Kanals gestellt. Die Antworten variieren, aber gewisse Muster lassen sich erkennen: In den Kommentaren wurden am häufigsten Klassiker genannt wie Ehrlichkeit, Humor und Selbstbewusstsein, auch Intelligenz – wobei hier eine Diskrepanz zu wissenschaftlichen Studien auffällt. Gemäss einer Untersuchung im *Wall Street Journal* steht bei Männern Intelligenz nicht zuoberst auf der Liste. Sie wünschen sich die Damen sogar etwas dümmer: Man hat herausgefunden, dass Männer nicht gerne mit Frauen zusammen sind, die intelligenter sind als sie selbst. Auch mit Frauen, die mehr verdienen, werden sie nicht restlos glücklich. Bringt die Gattin mehr Kohle nach Hause, sei «eheliche Befriedigung» geringer und eine Scheidung eher wahrscheinlich. Das schreibt die *Washington Post* und bezieht sich dabei auf Studien von Ökonomen der University of Chicago.

Laut meiner kleinen Umfrage ist Akzeptanz eine weitere hochgeschätzte Eigenschaft. Gewisse Frauen haben ein Faible fürs Herumnörgeln, und auch in der Erzieherrolle, die sie ungeniert auf erwachsene Familienmitglieder ausdehnen, fühlen sie sich wohl. Das Problem ist: Männer wollen keine neue Mutter, und sie

würden gerne so sein dürfen, wie man sie einst vorgefunden hat. Auch gibt es diese kritische Zone, in der man als Frau vernünftigerweise auf Einwände verzichtet, dazu zählen seine Hobbys.

Männer wünschen sich von der Frau, dass sie klar sagt, was sie will – und was nicht. Die Kommunikation der Geschlechter unterscheidet sich grundlegend. Männer kennen zum Beispiel das Wort «nein», bei Frauen ist man sich nicht zweifelsfrei sicher. Das Wort kommt ihnen nur schwer über die Lippen, dafür schaffen sie es mit Leichtigkeit, an seiner Stelle elf Sätze zu produzieren zur Begründung, warum sie etwas nicht wollen. Das erklärt auch, warum Frauen pro Tag etwa 350 Wörter mehr benutzen. «Bringst du mir ein Sandwich mit?», fragt der Mann im Büro. Frauen brauen dieselbe Anfrage so zusammen: «Hast du ein schönes Wochenende verbracht? Wenn du einkaufen gehst, wäre es vielleicht möglich, dass du mir ein Sandwich mitbringst? Aber wirklich nur, wenn es keine Umstände macht. Sooo wichtig ist es nicht.» Auf's Jahr gerechnet, macht das ein Plus von 127 750 Wörtern und offenbart, dass direkte Kommunikation nicht die Hauptstärke der Damen ist.

Männer haben ein Bedürfnis nach Anerkennung. Sie mögen es, wenn man ihre guten Qualitäten würdigt, ihnen ab und zu dankt für ihre Arbeit. Gerade in Zeiten, wo Frauen vieles selbst zustande kriegen, es die Männer nicht einmal mehr fürs Kinderzeugen braucht und Evolutionsbiologen von einem Abschaffen des Y-Chromosoms sprechen, kann man ihnen eine gewisse Verunsicherung nicht verübeln. Auch hier zeigt sich aber eine Diskrepanz: Einerseits gefällt dem Mann die Bestätigung seiner Liebsten, wenn sie zu ihm

hochsieht und als Revanche für seine Mühen die Hemden bügelt oder sein Lieblingsessen kocht – andererseits findet er den Typ Frau unattraktiv, der diese Rolle perfektioniert: das beschürzte Hausmütterchen. Die unabhängige, selbstbewusste Partnerin ist ihm lieber, die, wenn es sein muss, auch ohne ihn klarkommt. Wir haben die verworrene Situation: Männer wollen zwar nicht, dass sich Frauen wieder hinter den Herd stellen und finanziell keinen Beitrag leisten, sie saugen aber die Qualitäten der fürsorgenden Hausfrau dankbar auf.

Dazu passend, halten Männer klassisch feminine Züge für sehr wertvoll: Männer sind empfänglich für Empathie und schmelzen dahin bei liebevoller Behandlung. Diese Wirkung können Frauen ganz einfach erzielen, indem sie den Duft von selbstgebackenem Kuchen ins Haus zaubern – oder Interesse vor-täuschen, wenn er von dem strunzdummen Hobby erzählt. Zur Weiblichkeit gehört für die Herren auch die Pflege des Erscheinungsbildes. Wissenschaftler erklären ihre Fixierung auf den Körper mit dem Ur-Instinkt: Weibliche Formen sind ein Zeichen von Fruchtbarkeit. Sie haben herausgefunden, dass die meisten Männer die klassische Sanduhr-Figur bevorzugen – und ob eine Dame der gewünschten Bauart entspricht, wird in den ersten 200 Millisekunden einer Begegnung bewertet. Bei Männern, die nach einer Beziehung Ausschau halten, dominiert zur Beurteilung das Gesicht.

Interessant an meiner Umfrage ist, dass die sexuellen Begabungen kaum zur Sprache kamen. Männer sind offensichtlich nicht so sexfixiert wie gemeinhin angenommen. Laut der Wissenschafts-Website *Psychologytoday.com* bestehe zwar eine starke Verbindung zwischen der Zufriedenheit eines Mannes in einer Beziehung und der Häufigkeit physischer Intimität – aber nicht wegen des Sex: Die Chance, dass ein Mann glücklich ist, verdreifache sich durch regelmässiges Küssen und Kuscheln. In dem Sinne: Happy Valentinstag!

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
2	13		14			15						16		
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33				34	35		36					37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Worum sich fromme Sorgen drehen.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 CH-Bundesamt für Sport und Bewegung. 7 Er endet, wo das Verständnis beginnt. 12 Japanische Burgstadt, westlich von Gifu. 15 Die Spitze des Mastes - Ausruf der Bestätigung. 16 Mit Öl gekocht, all'italiana. 17 Mehr als eine Grossstadt, dann schon eher Weltstadt. 18 Zu ... - könnte dann auch ein Trio sein. 19 Das Kürzel gilt für den CH-Nutzfahrzeugverband. 20 Mit a würde er zum legendären Automobilrennfahrer mutieren. 22 Das Englischhorn ist mit ihr verwandt. 23 Kein Käse, was Patricia singt. 25 Das Ferien-Buch genau für dort, mit französischem Wort. 27 In den Ferien wollen wir ihn nicht dabei haben. 30 Aufwand und Preis: in moderner Geschäftswelt oft eins. 33 Sorgt für Reizungen, schützt in hoher Höhe. 34 Sensibelchen, das schon mal Alarm schlägt. 37 Mit vorgestelltem T wäre es ein Asiat, so ist's ein Fisch. 39 Deutsche Dynastie in Sachen Medien. 40 Man sagt auch: aus Erz bestehend. 42 Man macht ihn gerne auf einem Pferd. 45 Manch ein König hatte ein teils grosses. 47 Ein richtiger Krieger, uralt und mythisch. 48 Der Trojanische Krieg, episch festgehalten. 50 Wegnehmen, ja gar verschleppen. 51 Kein Beruf für seekranke Kriminelle. 52 Der letzte grosse Gletscherfluss der Ostalpen. 53 Röntgenstrahl, anderswo so genannt. 54 Mitglied eines uralten Göttergeschlechts.

Senkrecht — 1 Mit AS dann römischer Fussballverein. 2 So verzichten wir auf weiteres Essen. 3 Es brennt und entsteht natürlich durch Vergärung. 4 Glücksspiel und schweizer Passübergang. 5 Ein Mann aus dem Osten. 6 Offen, geöffnet, aufrichtig, ist hier dasselbe. 8 Kein Schrott aber durchlöchert. 9 Das dalmatische Inselchen in Sichtweite von Silba. 10 Gebrüder Nikolai und Sergei: Militärs und Komponisten. 11 Sie erzeugen Trauer. 13 Schnell kriminell, wer es nicht befolgt. 14 Sie leben mit ihrer schwarzen Flüssigkeit in den Weltmeeren. 21 Ein grafisches Symbol, wenn richtig buchstabiert. 24 Was Utu für die Sumerer, war er im assyrischen Reich. 26 Mit ihr können Güter transportiert werden. 27 Das kleine Tier erschreckt viele Französinen. 28 Der Platzhirsch ist mit ihm dann ein Paar. 29 Andreas, zumindest jemand ähnliches. 31 Britin, bedrängt und enorm umstritten. 32 Sünden, zumindest mancherorts. 35 Kein Feuerschlucker, sondern antarktischer Feuerspucker. 36 Verdammter Mist - doch den Franzosen heilig. 38 Orte, die Sportler besonders mögen. 41 Die Kleidung passt zu einer (katholischen) Ordensgemeinschaft. 43 Palme, die sticht, wissen Botaniker. 44 Fürs Hornsignal fehlt ein r. 46 Man kann damit ausdrücken: ohne Mitgefühl. 49 Sagen wir mal, wie die Briten manchmal so sagen.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 604

S	L	D	U	B	A	I	U	N	I	O	N		
O	K	A	P	I	R	T	N	A	A	T	R	I	
P	R	O	F	E	S	S	U	R	I	M	A	G	E
A	E	S	E	N	A	M	I	E	E	L	A	T	
M	I	S	S	N	I	O	N						
S	P	A	L	T	E	O	L	E	S	E	I		
N	E	U	E	R	A	S	S	E	L	S	T	R	
A	T	F	I	R	S	T	E	S	T	E	E		
C	H	O	N	E	M	A	I	L	A	R	E	N	
K	A	M	E	E	A	L	I	N	E	A	R		
S	P	A	N	N	U	N	G	E	N	E	D	E	N
E	T	A	T	I	Z	O	N	E	N				

Waagrecht — 3 DUBAI 7 UNION 12 OKAPI 15 ETNA 16 ATRI 17 PROFESSUR 18 IMAGE 19 AESEN 20 AMIE (franz. f. Freundin) 22 ELAT 23 ISSN 25 ION (noi, it. f. wir) 27 SPALTE 30 LESE 33 NEUE 34 RASSEL 37 STR (-eber) 39 FIRST (engl. f. zuerst) 40 ESTEE 42 CHON 45 EMAIL 47 AREN 48 KAMEE 50 LINEAR 51 SPANNUNGEN 52 EDEN (Ende) 53 ETAT 54 ZONEN

Senkrecht — 1 SOPA (span. f. Suppe) 2 LAOS 3 DIENST 4 BESAN 5 ATUM 6 INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) 8 NAMENS 9 ITAL (tail, engl. f. Schwanz) 10 ORGAN 11 NIET 13 KREMPE 14 PFEILE 21 EILE 24 SERIE 26 OELE 27 SNACKS 28 AUTOMAT (von lat. automatus, aus eigenem Antrieb handelnd) 29 OSSA 31 ESTRADE 32 IREN 35 ARMANI 36 STILLE 38 TEEREN 41 SAEEN 43 HAPE 44 NENA 46 LINZ 49 ENT

Lösungswort — **DEGENERATION**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



«An manchen Tagen
erscheint mir jede Treppe
wie die Eiger-Nordwand»

Multiple Sklerose kann jeden treffen und verläuft für jeden Betroffenen anders. Bei Irene ist es die eingeschränkte Mobilität, die ihre Lebensgeschichte mit MS prägt.

Die Schweizerische Multiple Sklerose Gesellschaft unterstützt seit 60 Jahren alle Menschen, die von MS betroffen sind. Helfen auch Sie uns dabei, Menschen mit MS mehr Lebensqualität zu ermöglichen: www.multiplesklerose.ch

damit es besser wird

MS

Schweizerische
Multiple Sklerose
Gesellschaft